

LOVEIFY



Loveify Story

EINE LOVEIFY STORY

Diese Geschichte wurde mit Kuenstlicher Intelligenz erstellt (Art. 50 KI-VO).

# Inhalt

---

1. Der erste Fehler
2. Nachbarn wider Willen
3. Das Schweigen des Sommers
4. Wege trennen sich
5. Ungebetene Wiederkehr
6. Risse im Panzer
7. Das falsche Versprechen
8. Was zwischen den Zeilen steht
9. Der Aufprall
10. Geständnisse in der Abenddämmerung
11. Der Anfang, der immer war
12. Was bleibt
13. Alte Wunden, neues Licht
14. Leiser als erwartet
15. Bis zum letzten Atemzug

## Kapitel 1

# Der erste Fehler

---

„Das ist meins!“, rief Lena, und ihre Stimme überschlug sich dabei so sehr, dass die Schaukel neben ihr quietschend innehielt, als hätte auch sie erschrocken den Atem angehalten.

Aber der Junge mit den strohblonden Haaren und dem Schnitt am Kinn, den er sich offenbar erst heute zugezogen hatte – das Pflaster klebte noch frisch und schief – schaute sie nur an, als hätte sie etwas ausgesprochen Komisches gesagt. Er blinzelte einmal, dann noch einmal, und dann ließ er den Fuß sinken. Genau in die Mitte des Sandkuchens, den Lena in der vergangenen halben Stunde mit aller Sorgfalt aufgeschichtet hatte. Mit den kleinen Mulden obendrauf, die die Fenster darstellen sollten. Mit dem Stöckchen als Schornstein. Mit dem Mauerblümchen, das sie vom Rand der Wiese gepflückt hatte und das jetzt unter seiner Schuhsohle verschwand wie etwas, das niemals existiert hatte.

Einen Moment lang war Lena so fassungslos, dass sie gar nichts sagte. Die Geräusche des Festes schienen weiter wegzurücken – das Lachen der Erwachsenen, die Blasmusik aus dem Bierzelt, das Kreischen der kleineren Kinder am Karussell –, und nur noch dieser Junge stand vor ihr, mit seinem idiotischen Pflaster und seinem gleichgültigen Blick, und schaute auf das an, was von ihrem Sandkuchen übrig geblieben war.

Nichts. Es war nichts übrig geblieben.

„Du hast das mit Absicht gemacht“, sagte sie. Ihre Stimme klang jetzt ganz anders, leiser, gefährlicher, wie sie später als Erwachsene manchmal denken würde, wenn sie sich an diesen Moment erinnerte – obwohl sie das natürlich mit neun Jahren noch nicht so hätte beschreiben können. Sie wusste nur, dass etwas in ihr sich zusammenzog wie ein Faden, der zu fest gezogen wird.

„Hab ich nicht“, sagte der Junge. Er zuckte die Schultern, und diese Geste, so beiläufig, so ungerührt, war das Schlimmste von allem. „Ich hab ihn nicht gesehen.“

„Du hast direkt draufgeschaut!“

„Na und?“ Er hob die Augenbrauen. „War doch nur Sand.“

Lena stand auf. Sie war klein für ihr Alter, das hatte ihre Mutter ihr erst neulich wieder gesagt, aber in diesem Augenblick reckte sie sich so aufrecht, wie sie nur konnte, und starrte den Jungen an. Er war einen Kopf größer als sie. Vielleicht sogar anderthalb Köpfe. Das störte sie nicht im Geringsten. „Du weißt genau, dass das nicht nur Sand war. Du hast es kaputt gemacht, weil du ein Fiesling bist.“

Jetzt war es der Junge, der etwas in sich zusammenzog. Lena sah es – ein kurzes Zucken um seinen Mund, ein Aufflackern hinter den hellgrauen Augen. Dann presste er die Lippen aufeinander. „Ich bin kein Fiesling.“

„Doch, bist du.“ Lena zeigte auf den zermatschten Sand. „Das beweist das.“

„Ich hab gesagt, ich hab ihn nicht gesehen.“ Seine Stimme war jetzt lauter, und ein Rotschopf, der etwas weiter entfernt auf der Schaukel saß, schaute herüber. Der Junge senkte die Stimme wieder. „Außerdem ist das der Sandkasten vom ganzen Dorf. Du kannst ihn nicht einfach für dich beanspruchen.“

„Ich hab ihn nicht beansprucht. Ich hab einen Kuchen gebaut. Das ist was anderes.“

„Einen Kuchen.“ Er schnaufte kurz, und Lena wusste in diesem Moment mit absoluter Sicherheit, dass er gleich lachen würde. Und er tat es – nicht laut, aber deutlich genug, ein kleines, herablassendes Geräusch, das ihr ins Gesicht schnitt wie eine Ohrfeige. „Im Sand.“

Lena spürte die Tränen kommen. Sie hasste das. Sie hasste es, dass ihr Körper so reagierte, wenn sie wütend war, als hätten Wut und Weinen dieselbe Wurzel in ihr, als könnte sie nicht das eine fühlen, ohne das andere zu riskieren. Sie biss die Zähne zusammen. „Stell dich nicht so an, als wärst du was Besseres“, sagte sie. „Du kennst mich nicht mal.“

„Will ich auch gar nicht.“

Das saß. Lena schluckte. Dann, weil sie keine Antwort fand, die gut genug gewesen wäre, drehte sie sich um und lief los – nicht in Richtung ihrer Mutter, nicht zum Bierzelt, sondern einfach nur weg, zwischen den Tischen hindurch, am Karussell vorbei, bis sie den alten Birnbaum am Rand des Festgeländes erreichte, dessen Rinde so rau war, dass man sich daran festhalten konnte, ohne abzurutschen.

Dort stand sie und weinte. Leise, damit niemand es hörte. Und wütend auf sich selbst dafür, dass sie weinte.

Sie wusste nicht, dass der Junge ihr kurz nachgeschaut hatte. Dass er den zertrampelten Sand angeblickt, den Mund geöffnet und wieder geschlossen hatte. Dass sein Name Paul war – Paul Becker, Sohn des neuen Tierarztes, der vor drei Wochen mit seiner Familie aus der Stadt ins Dorf gezogen war und der noch niemanden kannte und eigentlich auch nicht wusste, warum er das Sandding kaputt gemacht hatte, außer dass er in diesem Moment getreten hatte, bevor er nachgedacht hatte, weil das bei ihm manchmal so war.

Das wusste Lena alles nicht. Sie wusste nur, dass dieser Junge ihr Haus aus Sand zerstört hatte, und dass er gelacht hatte, und dass er gesagt hatte, er wolle sie nicht kennen. Das reichte ihr.

Das Fest auf dem Dorfplatz war ein jährliches Ereignis, das der Bürgermeister mit unerschütterlichem Enthusiasmus und mäßigem Budget veranstaltete. Es gab Würstchen und selbstgemachten Kuchen, ein Karussell, das von einem alten Mann mit einem Dieselmotor betrieben wurde, und einmal im Jahr einen Luftballonwettbewerb, bei dem die Kinder ihre Ballons steigen ließen und auf dem Zettel, den sie angebunden hatten, eine Adresse hinterließen. Lenas Ballon war letztes Jahr bis nach Thüringen geflogen. Das war ihr bisher stolzester Moment gewesen.

Dieses Jahr hatte sie sich vorgenommen, den schönsten Sandkuchen zu bauen. Nicht für den Wettbewerb – dafür gab es keinen. Einfach so. Weil sie es konnte.

Sie wischte sich die Augen am Ärmel ab und lehnte mit dem Rücken an der Birkenrinde. Von hier aus

konnte sie das Treiben beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. Ihre Mutter stand beim Kuchenstand und unterhielt sich mit Frau Hagedorn, der Frau des Bürgermeisters. Ihr Vater war irgendwo beim Bier. Ihr älterer Bruder Markus hatte sich schon vor einer Stunde mit den anderen Jungs aus der Schule davongestohlen.

Und dann sah sie den Jungen wieder.

Er stand beim Würstchenstand, allein, und schaute auf seinen Teller, als würde er sich fragen, ob das Würstchen ihn auch so wenig beeindruckte wie alles andere. Neben ihm stand eine Frau, die seine Mutter sein musste – dieselben hellen Haare, dieselbe Art, den Kopf leicht zur Seite zu neigen –, aber sie war ins Gespräch mit jemandem vertieft und bemerkte nicht, dass ihr Sohn sich langsam seitlich von ihr wegschob, Zentimeter für Zentimeter, bis er ganz allein dastand.

Lena beobachtete ihn mit zusammengekniffenen Augen. Er sah nicht glücklich aus. Das befriedigte sie zunächst – er sollte nicht glücklich sein, er hatte ihren Sandkuchen zerstört –, aber dann schlich sich etwas Unerwünschtes in ihre Beobachtung. Er sah einsam aus. Nicht auf eine dramatische Art. Nur so, wie jemand aussieht, der nicht weiß, wohin er gehört.

Sie schüttelte den Gedanken ab. Das war sein Problem.

Den zweiten Zusammenstoß hätte sie vermeiden können, wenn sie einfach beim Birnbaum geblieben wäre. Aber dann wäre da nicht das Karussell gewesen und der freie Platz in der kleinen Gondel, die wie ein roter Käfer aussah, und Lena liebte das Karussell mit einer Leidenschaft, die stärker war als ihr Groll. Sie schlich sich vom Baum weg, wartete, bis der alte Mann mit dem Dieselmotor die Gondeln anhielt, und quetschte sich in die rote hinein.

Eine Runde später quetschte sich jemand neben sie.

Sie erkannte ihn, noch bevor sie hinschaute. Einfach an der Art, wie er sich setzte – zu schnell, ohne zu fragen, als gehörte ihm der Platz schon. Sie starrte geradeaus.

„Du weinst nicht mehr“, sagte er.

„Ich hab gar nicht geweint.“

Eine kurze Pause. Das Karussell ruckte an. „Doch, hast du.“

„Ich hatte Sand in den Augen.“

Er sagte nichts darauf. Das Karussell drehte sich langsam, und Lena schaute auf die vorbeiziehenden Tische, die Erwachsenen, die Würstchenbude, den Birnbaum. Die Welt sah von hier aus seltsam aus, als wäre sie selbst das Einzige, was stillstand, während alles andere sich drehte.

„Ich heiße Paul“, sagte der Junge nach einer Weile.

Lena antwortete nicht.

„Wir sind vor drei Wochen hergezogen. Mein Vater ist Tierarzt.“

Noch immer keine Antwort.

Er räusperte sich. „Es tut mir leid. Mit dem Sandding.“

Lena drehte sich zu ihm. Er schaute geradeaus, nicht zu ihr, und sein Profil war ausdruckslos auf

die Art, wie man ausdruckslos wird, wenn man sich sehr bemüht. Sein Kinn war leicht vorgereckt. Das Pflaster klebte noch schief als vorhin.

„Tut es das wirklich?“, fragte sie.

Jetzt drehte er sich zu ihr. „Was?“

„Tut es dir wirklich leid. Oder sagst du das nur, damit ich aufhöre, komisch zu sein.“

Er sah sie an. Eine lange Sekunde. „Beides“, sagte er dann.

Das war so unerwartet ehrlich, dass Lena fast gelacht hätte. Fast. Stattdessen wandte sie sich wieder ab. Das Karussell verlangsamte sich. „Ich heiße Lena“, sagte sie, kurz bevor es anhielt.

Sie stieg aus, ohne ihn noch einmal anzusehen. Das war das Vernünftigste, was sie in diesem Moment tun konnte, dachte sie. Einfach gehen. Den Namen sagen und gehen. Fertig.

Das Kleid passierte eine Stunde später.

Es war ein weißes Kleid mit kleinen gelben Blumen, das ihre Mutter ihr erst vor zwei Wochen genäht hatte und auf das Lena sehr stolz war, auch wenn sie das natürlich nie zugegeben hätte. Sie trug es nur zu besonderen Anlässen. Das Dorffest war ein besonderer Anlass.

Die Wiese hinter dem Bierzelt war abschüssig, und irgendwer hatte dort einen Sack voller alter Autoreifen abgeladen, die nun als improvisierte Mutprobe dienten: Man rollte sie den Hang hinunter und versuchte, so lange wie möglich mitzulaufen. Markus und seine Freunde hatten das Spiel erfunden, aber inzwischen machten auch die Jüngeren mit, und Lena hatte sich widerstanden, bis sie es nicht mehr konnte, weil Markus gesagt hatte, Mädchen könnten das sowieso nicht, und das war eine Aussage, die sie niemals unwidersprochen stehen lassen konnte.

Sie hatte den Reifen angeschubst und war angelaufen, und es hatte sogar gut funktioniert, bis zu dem Moment, in dem der Reifen einen Stein traf und nach links ausbrach, und Lena, die zu nah dran war, nicht mehr ausweichen konnte. Sie fiel nicht hin – das war das eine Gute –, aber der Reifen erwischte den unteren Teil ihres Kleides, und als er weitertorkelte und sie sich losmachte, war da ein langer, gezackter Riss im Stoff, vom Saum bis fast zur Hüfte.

Sie stand da und schaute auf das zerrissene Kleid. Markus und seine Freunde lachten. Nicht böse, aber lachend. Das war fast schlimmer.

„Das war mein bestes Kleid“, sagte sie, und ihre Stimme klang so dünn, dass sie sich selbst kaum erkannte.

„Hätte ich dir sagen können, dass das passiert“, sagte eine Stimme hinter ihr.

Sie wirbelte herum. Paul Becker stand am Rand der Wiese, die Hände in den Hosentaschen. Er hatte alles gesehen.

„Du hättest gar nichts sagen sollen“, sagte Lena. Die Wut war sofort wieder da, frisch und scharf. „Und überhaupt – was schleichst du mir nach?“

„Ich schleiche dir nicht nach. Ich steh hier.“

„Du stehst hier und schaust zu, wie ich mich blamiere.“

„Du hast dich nicht blamiert.“ Er zog die Hände aus den Taschen. „Der Reifen ist abgeprallt. Das ist passiert, weil der Stein da lag. Das ist kein Fehler von dir.“

Lena blinzelte. Das war – das war eigentlich das Richtige gewesen, was er gesagt hatte, und sie wusste nicht, was sie damit anfangen sollte. Sie hielt das zerrissene Kleid zusammen und schaute weg. „Na toll. Das macht den Riss nicht wieder heil.“

„Nein“, gab er zu.

Sie standen sich gegenüber auf der abschüssigen Wiese, und die Abendsonne – es war inzwischen später Nachmittag und das Licht hatte diesen schweren, goldenen Ton angenommen, den Lena eigentlich mochte – warf lange Schatten über das Gras. Markus und seine Freunde hatten sich schon wieder einem anderen Reifen zugewandt und ignorierten sie.

„Meine Mutter hat das genäht“, sagte Lena. Sie sagte es nicht zu Paul, eigentlich. Sie sagte es einfach so, in die Luft, weil es gesagt werden musste. „Sie hat drei Abende daran gegessen.“

Paul schwieg einen Moment. Dann sagte er: „Das wird sich reparieren lassen.“

„Du weißt das nicht.“

„Nein“, sagte er wieder. „Aber meistens lässt sich sowas reparieren.“

Lena schaute ihn an. Er erwiderte ihren Blick, und zum ersten Mal fiel ihr auf, dass seine Augen nicht wirklich grau waren, sondern irgendwas dazwischen, grau und blau und grün je nachdem, wie das Licht fiel, und dass er gerade sehr ernst aussah, ernster als ein Zehnjähriger eigentlich aussehen sollte.

„Du hast mir heute zweimal etwas kaputtgemacht“, sagte sie. „Den Kuchen und das Kleid. Das Kleid ist nur indirekt, aber du hast mich abgelenkt, und deswegen zählt es.“

Er öffnete den Mund. Schloss ihn wieder. Dann: „Das Kleid war nicht meine Schuld.“

„Trotzdem.“

Eine lange Pause. Irgendwo spielte die Blasmusik jetzt ein anderes Lied, etwas Langsameres. „Na gut“, sagte er schließlich, und er klang dabei wie jemand, der eine Niederlage eingesteht, ohne zu verstehen, warum er verloren hat. „Trotzdem.“

Lena hielt das Kleid noch immer zusammen. Sie spürte, dass die Tränen wieder in der Nähe waren, aber diesmal ließ sie sie nicht kommen. Stattdessen schaute sie Paul Becker direkt in seine wechselhaften Augen und sagte: „Ich werde das nicht vergessen.“

Es war kein kindliches Versprechen. Es klang nicht nach dem, was Kinder sagen, wenn sie beleidigt sind und fünf Minuten später wieder miteinander spielen. Es klang nach etwas Festem, etwas, das sich in den Boden eingräbt und dort bleibt.

Paul schien das zu spüren. Er schluckte. „Ich auch nicht“, sagte er, und Lena wusste bis ans Ende dieses Tages nicht, ob er damit meinte, dass er ihre Worte nicht vergessen würde, oder dass er den Tag nicht vergessen würde, oder etwas ganz anderes, das sie mit neun Jahren noch nicht benennen konnte.

Sie drehte sich um und ging zu ihrer Mutter.

Ihre Mutter sah das Kleid, und ihr Gesicht machte eine kurze, schmerzliche Bewegung, die Lena ins Herz schnitt. Aber dann legte sie die Hand auf Lenas Schulter und sagte: „Das kriegen wir hin, Kleines. Komm.“

Lena ließ sich wegführen. Kurz vor dem Bierzelt drehte sie sich noch einmal um. Paul Becker stand noch auf der Wiese, genau da, wo sie ihn gelassen hatte. Er schaute ihr nach. Dann schaute er weg.

Sie blieben den Rest des Abends auf gegenüberliegenden Seiten des Festgeländes. Das war, wie Lena viele Jahre später denken würde, vielleicht der eigentliche erste Fehler gewesen – nicht der zermatschte Sandkuchen, nicht das zerrissene Kleid, nicht einmal die Worte, die sie gewechselt hatten. Der eigentliche erste Fehler war gewesen, dass sie sich umgedreht hatte und er noch dagestanden hatte, und dass keiner von beiden wusste, was das bedeutete.

Aber das war ein Gedanke für später. Viel, viel später. An diesem Abend war Lena neun Jahre alt, ihr Kleid war zerrissen, ihr Sandkuchen war zerstört, und ein Junge namens Paul Becker war der schlimmste Mensch, den sie je getroffen hatte.

Das, zumindest, war vollkommen klar.

## Kapitel 2

# Nachbarn wider Willen

---

Der Umzugswagen blockierte die halbe Straße, und Lena stand mit verschränkten Armen auf der Treppe ihres Elternhauses und starrte hinüber, als könnte sie ihn allein durch die Kraft ihres Blickes zum Verschwinden bringen. Möbel wanderten durch die Luft, von zwei schwitzenden Männern getragen, die gleichgültig fluchten, während Kartons auf dem Bürgersteig gestapelt wurden wie eine Mauer aus Pappe und schlechter Laune. Lena kannte dieses Haus. Frau Berger hatte darin gewohnt, die ihr manchmal Pfefferminzbonbons zugesteckt hatte, wenn sie vorbeikam. Frau Berger war jetzt bei ihrer Tochter in Hannover. Und das Haus gegenüber gehörte nun den Brenners.

Sie hatte es gestern Abend erfahren, als ihre Mutter beim Abendessen beiläufig erwähnt hatte, dass die Familie Brenner – ja, genau die, aus der Fichtenstraße – das Haus gekauft hatte. Lena war so abrupt aufgestanden, dass ihr Stuhl zurückgekratzt war wie ein Aufschrei. Zwölf Jahre war sie jetzt alt, und sie hatte gelernt, die Wut in sich hineinzufressen, sie zu einem kleinen harten Stein zu formen und tief in der Brust zu vergraben. Aber das hier war zu viel. Paul Brenner. Direkt gegenüber. Das konnte kein Zufall sein, das war eine Strafe.

Sie sah ihn, als sie den dritten Schritt der Treppe hinunterging, nicht mehr und nicht weniger. Er schleppte einen Karton, der halb so groß war wie er selbst, und er hatte sich die Haare wachsen lassen seit dem Dorffest, drei Jahre war das her, drei Jahre, in denen sie sich in der Schule aus dem Weg gegangen waren wie zwei Planeten, die zwar dieselbe Sonne umkreisten, aber niemals kollidierten – bis jetzt. Paul ließ den Karton auf dem Bürgersteig fallen, richtete sich auf und streckte den Rücken durch, und dann sah er sie. Einen Moment lang sagte keiner etwas. Dann grinste er. Dieses Grinsen kannte Lena. Es hatte sich in drei Jahren nicht verändert.

„Schöne Aussicht von hier“, sagte er.

„Ich hab Besseres gesehen“, antwortete sie und ging zurück ins Haus.

Das war der Beginn. Was folgte, war ein Krieg in Zeitlupe, geführt mit den Mitteln, die Zwölfjährigen zur Verfügung standen, und das war erschreckend viel. Der Schulweg war eine Kampfzone. Sie gingen denselben Weg zur Schule, das ließ sich nicht vermeiden, die Schule lag in der gleichen Richtung, und Lena hatte das Privileg, eine Klasse unter Paul zu sein, was bedeutete, dass sie zumindest nicht denselben Unterricht teilen mussten. Aber der Weg dorthin, zweimal täglich, das war unvermeidlich. Paul hatte die Angewohnheit, ihr Fahrrad zu verstellen, wenn sie es am Morgen aus dem Schuppen holte. Nicht kaputtzumachen, das wäre zu offensichtlich gewesen. Nur die Luft ein bisschen ablassen. Die Sitzhöhe verstellen. Einmal das Schloss zuhängen und den Schlüssel auf der anderen Seite des Schuppens liegen lassen, sodass sie ihn erst suchen musste, während er längst die Straße hinunterradelte und sie zu spät zur ersten Stunde kam.

Sie revanchierte sich, wie es sich gehörte. Sie kannte Marta Schilling, die in Pauls Klasse saß und den Mund nicht halten konnte, und über Marta ließ Lena die Nachricht streuen, dass Paul beim letzten Mathetest abgeschrieben hatte – was gelogen war, aber Paul drei Tage lang mit dem Lehrer

Herrn Vogel in Konflikt brachte, der ihn mit misstrauischen Blicken beäugte. Sie ließ absichtlich falsche Treffpunkte weitergeben, wenn Paul mit seinen Freunden verabredet war, und einmal schrieb sie auf einen Zettel, den sie in seine Jackentasche schmuggelte – sie hatte die Jacke an seinem Fahrrad hängen gesehen –, dass das Training des Fußballvereins auf Freitag verschoben worden sei. Es war nicht verschoben worden. Paul kam am Donnerstag nicht zum Training und musste sich beim Trainer erklären. Er wusste, dass sie dahintersteckte. Sie wusste, dass er es wusste. Das war Teil des Spiels.

Ihre Eltern verstanden nicht, was zwischen ihnen vorging. Pauls Mutter, eine rundliche Frau mit einem Dauerlächeln, klingelte im Oktober an der Tür und brachte einen Pflaumenkuchen vorbei, als Begrüßungsgeschenk für die Nachbarschaft. Lenas Mutter war gerührt und stellte den Kuchen auf den Tisch, und Lena saß dabei und starrte auf die Gabel in ihrer Hand, als wäre sie eine Waffe, die sie nicht benutzen durfte. Paul stand im Flur und wartete auf seine Mutter, und als Lenas Mutter kurz in die Küche ging, um Kaffee zu holen, standen die beiden allein. Paul lehnte am Türrahmen. Er sagte nichts. Lena sagte nichts. Dann sagte Paul sehr leise: „Du hast den Zettel in meine Jacke gesteckt, du weißt, dass ich das weiß.“ Und Lena sagte, ebenso leise: „Beweise es.“ Das war alles. Als ihre Mutter zurückkam, lächelten beide.

Der November brachte Regen, und der Regen brachte Schlamm, und der Schlamm war Pauls Verbündeter. Er hatte die Gabe, zufällig mit seinem Fahrrad durch Pfützen zu fahren, wenn Lena neben ihm auf dem Gehweg war, und das Wort zufällig trug in diesem Zusammenhang das Gewicht einer Lüge. Lena lernte, Abstand zu halten. Sie lernte auch, ihm zuvorzukommen, morgens früher aufzustehen, das Fahrrad zu nehmen, bevor er aus dem Haus kam, einen anderen Weg zu nehmen, der fünf Minuten länger dauerte, aber dafür frei von Pfützen und Paul Brenner war. Das kostete Energie, diese permanente Wachheit, diese Bereitschaft zur Gegenwehr, und manchmal, wenn sie abends in ihrem Bett lag und die Decke über sich zog, fragte sie sich, warum sie so viel Kraft dafür aufwendete. Aber dann erinnerte sie sich an den Sandkuchen, an das zerrissene Kleid, an dieses Grinsen, und die Antwort war klar.

Es war Anfang Dezember, als es passierte. Die Kälte hatte sich festgebissen, und der Boden war morgens mit einer dünnen Eisschicht überzogen, die sich unter den Schuhen knirschend eindrückte. Lena war allein auf dem Schulweg, das Fahrrad hatte sie zu Hause gelassen, weil die Straßen glatt waren und sie keine Lust hatte, zu stürzen. Sie trug den schweren Tornister auf dem Rücken und die Turnschuhe an den Füßen, weil die warmen Stiefel Schuhe geworden waren, die drückten, und Lena hatte vergessen, der Mutter zu sagen, dass sie neue brauchte. Sie war spät dran, weil sie ihren Schal nicht gefunden hatte und das Haus zweimal von oben nach unten durchsucht hatte, bis sie ihn schließlich hinter dem Sofa entdeckte, zusammengeknüllt und verstaubt.

Sie bog um die Ecke zur Kirchstraße, wo der Gehweg eine leichte Neigung hatte, kaum merklich, aber genug, dass das Eis dort dicker lag, weil das Wasser hangabwärts floss und gefror. Lena sah es nicht rechtzeitig. Sie sah nur, dass der Boden plötzlich glänzte, und dann war ihr linker Fuß weg, rutschte seitlich weg wie auf einer Schlittschuhbahn, und ihr Körper folgte der Schwerkraft mit der Gleichgültigkeit der Physik. Sie fiel hart auf das rechte Knie, der Tornister zerrte sie weiter nach hinten, und ihr Handgelenk schlug auf den Asphalt, als sie versuchte, sich abzufangen. Der Schmerz war sofort da, scharf und heiß trotz der Kälte, und Lena blieb auf dem Boden sitzen und

presste die Lippen zusammen, weil sie auf keinen Fall weinen wollte, nicht hier, nicht auf der Straße, nicht wo irgendwer sie sehen konnte.

Sie hörte Schritte. Schnelle Schritte, die langsamer wurden. Sie sah die Schuhe zuerst, braune Schnürschuhe mit Schlamm an der Sohle, dann die Jeans, dann den dunkelblauen Anorak. Paul. Natürlich Paul. Das war das Universum, das sich einen Spaß erlaubte, das war die Strafe für alles, was sie getan hatte. Sie wartete auf das Grinsen, auf den Kommentar, auf irgendetwas, das sie aufstehen und davongehen lassen würde, egal wie sehr das Handgelenk schmerzte.

Er sagte nichts. Er kniete sich hin, ohne ein Wort, griff nach ihrem Tornister und stellte ihn auf den Gehweg. Dann streckte er die Hand aus. Lena starrte auf diese Hand. Sie kannte diese Hand, sie hatte gesehen, wie sie Kartons schleppte, wie sie ein Fahrrad schubste, wie sie das Grinsen begleitete, das sie so sehr hasste. Jetzt war sie einfach nur eine ausgestreckte Hand, offen, wartend, ohne Hintergedanken, soweit sie das beurteilen konnte. Sie zögerte genau zwei Sekunden. Dann nahm sie die Hand und ließ sich hochziehen. Ihr Knie brannte, das Handgelenk war geschwollen, aber nichts war gebrochen, das spürte sie.

Paul ließ ihre Hand los, sobald sie stand. Er hob den Tornister auf und hielt ihn ihr hin. Sie nahm ihn. Er sah kurz auf ihr Handgelenk, das sie gegen den Körper drückte, und dann sah er weg, die Straße hinunter, als wäre dort etwas Interessantes zu entdecken. Er sagte immer noch nichts. Lena wartete. Sie wartete auf den Kommentar, auf die Pointe, auf das Grinsen, das diesen Moment ruinieren würde. Es kam nicht. Paul richtete sich auf, steckte die Hände in die Anoraktaschen und setzte seinen Weg fort, an ihr vorbei, die Kirchstraße hinunter, ohne sich umzudrehen.

Lena stand auf dem Gehweg und sah ihm nach. Ihr Knie schmerzte, ihr Handgelenk schmerzte, und in ihrer Brust war etwas, das sie nicht benennen konnte, etwas Kleines und Verwirrtes, das keinen Platz hatte in dem Bild, das sie von Paul Brenner hatte. Sie schüttelte den Kopf, als könnte sie den Gedanken loswerden wie Wasser aus den Ohren. Dann setzte sie sich in Bewegung, langsamer jetzt, vorsichtiger, und achtete darauf, wo sie hintrat.

In der Schule sagte sie nichts darüber. Paul sagte nichts darüber. Sie sahen sich mittags auf dem Schulhof, er war mit seinen Freunden, sie mit ihren, und er sah kurz in ihre Richtung, und sie sah kurz in seine Richtung, und dann sahen beide woanders hin. Das war alles. Der Krieg ging weiter, nach den Weihnachtsferien schmuggelte sie wieder einen falschen Zettel, und er ließ wieder die Luft aus ihrem Fahrrad. Die Mechanik des Alltags schloss sich über dem Moment wie Wasser über einem Stein.

Aber sie vergaß es nicht. Sie vergaß die ausgestreckte Hand nicht, die Stille, die er um sie herum gebaut hatte, ohne ein Wort zu sagen. Sie legte den Moment in die hinterste Kammer ihres Gedächtnisses, hinter dem Sandkuchen und dem zerrissenen Kleid und dem Grinsen, und sie schloss die Tür. Aber sie schloss sie nicht ab. Das war der Unterschied, auch wenn sie das erst viel später verstehen würde.

Im Januar fror die Kälte die Pfützen zu Spiegeln, und Lena kaufte sich von ihrem Taschengeld Handschuhe, dicke mit Noppen an den Handflächen, die das Rutschen verhinderten. Paul sah sie damit auf dem Schulweg und sagte: „Neue Handschuhe?“ Sie sagte: „Was geht dich das an?“ Er zuckte die Schultern und fuhr an ihr vorbei. Aber er fuhr diesmal nicht durch die Pfütze am Rand der

Kirchstraße, obwohl er problemlos hätte können. Lena bemerkte es. Sie sagte nichts. Sie trat in die Pedale und fuhr in die andere Richtung, und irgendwo in ihrer Brust machte der kleine, verwirrte Stein eine winzige Bewegung, kaum spürbar, kaum der Rede wert.

Zu Hause gegenüber brannte am Abend Licht in Pauls Zimmer im ersten Stock. Lena saß an ihrem Schreibtisch und versuchte, die Hausaufgaben in Mathematik zu lösen, und wenn sie aufsah, konnte sie den Schein durch die Gardine sehen, warm und gelb gegen den dunklen Winterhimmel. Sie wusste nicht, was er dort oben tat. Vermutlich dieselben Hausaufgaben, oder er las, oder er hörte Musik, das spielte keine Rolle. Das Licht war einfach da, jeden Abend, verlässlich wie ein Leuchtturm, und Lena ertappte sich dabei, dass sie aufhörte, es zu ignorieren.

Das ärgerte sie. Sie kniff die Augen zusammen, senkte den Blick auf ihr Heft und schrieb die nächste Gleichung auf, mit mehr Druck als nötig, sodass der Kugelschreiber beinahe durch das Papier drückte. Paul Brenner war ihr Feind. Das war klar. Das war unveränderlich. Das war so sicher wie der Sandkuchen und das zerrissene Kleid und der Schwur, den sie sich selbst gegeben hatte, an einem Augustabend vor drei Jahren, mit Gras zwischen den Zehen und Wut im Herzen. Sie vergaß nicht. Das war ihr Versprechen.

Aber die Hand auf dem Eis. Die Stille. Das Licht im Fenster.

Lena schloss das Heft, stand auf und zog die Gardine zu.

## Kapitel 3

# Das Schweigen des Sommers

---

Warum ausgerechnet er, dachte Lena, als sie den verwitterten Holzsteg zum Hauptgebäude des Lagers hinaufging und Pauls Rucksack zwischen den anderen Gepäckstücken erkannte – dieses blöde Flickenmuster, das sie aus hundert Metern Entfernung identifizieren würde. Zwei Wochen. Vierzehn Tage. Dreihundertachtunddreißig Stunden, wenn man es so zählte, und sie zählte es bereits, bevor sie ihren Koffer überhaupt abgestellt hatte.

Das Lager lag am Rand eines Kiefernwaldes, irgendwo in der Uckermark, wo die Seen so still waren, dass man beim Schwimmen das eigene Herz hören konnte. Ihre Mutter hatte das Formular ausgefüllt, ohne sie zu fragen – „Du brauchst frische Luft und andere Kinder, Lena, nicht immer nur diese Bücher“ –, und Pauls Eltern hatten dasselbe offenbar mit derselben elterlichen Blindheit für die Realität getan. Dreißig Jugendliche aus verschiedenen Städten und Dörfern, und das Universum hatte mit einer Präzision, die man nur als Bosheit beschreiben konnte, dafür gesorgt, dass Paul Brenner einer davon war.

Sie sah ihn zum ersten Mal am Abend beim Abendessen. Er saß am anderen Ende der langen Holztafel, hatte die Ärmel seines Hemdes hochgekrempelt und redete mit zwei Jungen, die sie nicht kannte, lachte über etwas, das sie nicht hören konnte. Er hatte sich verändert in den letzten Monaten – oder hatte sie ihn nicht richtig angesehen? Er war größer geworden, das war offensichtlich, und irgendetwas an seiner Haltung hatte sich verschoben, als wäre er in sich selbst angekommen auf eine Weise, die sie irritierte. Sie schaute weg, bevor er sie bemerken konnte, und konzentrierte sich auf das fade Gulasch auf ihrem Teller.

„Kennst du jemanden hier?“, fragte das Mädchen neben ihr. Sie hieß Mara, hatte rote Haare und den offenen Blick von jemandem, der noch nie wirklich enttäuscht worden war. Lena mochte sie sofort.

„Einen“, sagte Lena. „Leider.“

Mara lachte, ohne zu fragen, und das war das Richtige. Die ersten vier Tage verliefen in einem Takt, der Lena fast hätte vergessen lassen, dass Paul überhaupt existierte. Kanufahren auf dem See, Lagerfeuer, die dummen Kennenlernspiele, die die Betreuer mit einer Energie veranstalteten, die man nur als verzweifelt beschreiben konnte. Paul bewegte sich in seiner eigenen Gruppe, sie in ihrer, und das Lager war groß genug, um sich höflich aus dem Weg zu gehen. Manchmal trafen ihre Blicke sich beim Frühstück, kurz und ohne Gewicht, und einer von ihnen schaute dann als Erster weg.

Am fünften Abend, beim Lagerfeuer, setzte er sich auf die andere Seite des Feuers, direkt in ihr Blickfeld, und sie bemerkte, dass er ein Buch auf dem Schoß hatte. Sie konnte den Titel nicht lesen, aber der Rücken war abgegriffen auf eine Weise, die zeigte, dass es kein Schulbuch war. Sie hatte ihn noch nie lesen sehen. Die Erkenntnis störte sie mehr, als sie sollte, weil sie bedeutete, dass es Dinge an Paul Brenner gab, die sie nicht wusste, und das widersprach dem Bild, das sie sich von ihm gebaut hatte – sorgfältig, Stein für Stein, über Jahre.

„Was liest du?“, hörte sie sich fragen, bevor sie entschieden hatte, dass sie das wollte.

Er hob den Blick. Keine Überraschung in seinem Gesicht, keine Ironie. „Steinbeck“, sagte er. „Von Mäusen und Menschen.“

„Kenne ich.“

„Natürlich kennst du es.“ Aber er sagte es nicht wie eine Stichel, sondern wie eine Feststellung, und das war seltsamer als alles andere. Sie wandte sich wieder dem Feuer zu. Das Gespräch war vorbei, bevor es begonnen hatte, und trotzdem blieb etwas davon in der Luft, wie Rauch, der sich nicht auflösen will.

Das Gewitter kam in der Nacht vom neunten auf den zehnten Tag, ohne Vorwarnung, so wie die schlimmsten Dinge immer kommen. Lena wachte vom ersten Donner auf und lag in der Dunkelheit des Schlafraums, hörte den Regen gegen die Holzwände schlagen und die anderen Mädchen schlafen. Dann hörte sie etwas anderes – ein Geräusch, das nicht zum Gewitter gehörte, ein Scheppern und Klappern vom Materialschuppen, der zwanzig Meter vom Hauptgebäude entfernt stand.

Sie wusste, was dort drin war: die Kanus. Drei davon waren am Nachmittag schlecht vertäut worden, hatte sie gesehen, hatte es einem Betreuer sagen wollen und dann vergessen. Wenn die Boote in dem Wind umkippten und die Paddel ins Wasser rutschten, würden sie morgen früh halbversunken im See treiben. Der Betreuer, Herr Tschirner, hatte bereits beim Nachmittagsprogramm deutlich gemacht, dass er für Unachtsamkeit keine Geduld hatte.

Sie stand auf, zog ihre Jacke über das Schlafshirt, schob die Füße in die Turnschuhe und schlich nach draußen. Der Regen traf sie sofort, kalt und horizontal, und sie kniff die Augen zusammen, während sie zum Schuppen lief. Die Tür stand halb offen und schlug im Rhythmus der Böen gegen den Rahmen – das Geräusch, das sie geweckt hatte. Sie drückte sich ins Innere und suchte nach dem Lichtschalter.

Eine Taschenlampe ging an. Nicht ihre.

Paul stand am anderen Ende des Schuppens, die Taschenlampe in der Hand, und sah sie an. Er hatte dieselbe Idee gehabt, aus demselben Grund, und jetzt standen sie beide triefnass in einem Holzschuppen während das Gewitter um sie herum tobte, und keiner von ihnen sagte zuerst etwas.

„Die drei da“, sagte Lena schließlich und zeigte auf die Kanus, die sich bereits gegen die Wand verschoben hatten. „Die Spanngurte haben sich gelöst.“

„Ich sehe das.“ Er gab ihr die Taschenlampe und griff nach dem ersten Boot. Sie hielt das Licht, während er die schwere Kanu-Form gegen die Wand schob, und dann arbeiteten sie, ohne miteinander zu reden, weil das Gewitter laut genug war und weil Worte in diesem Moment unnötig gewesen wären. Sie hielt, er zurrte fest. Er hob, sie führte das Ende. Das dritte Boot war das schwerste, ein altes Canadier-Modell aus Glasfaser, und als es ihr fast aus den Händen glitt, waren seine Hände plötzlich neben ihren, und für einen Moment hielten sie dasselbe Gewicht.

Seine Hände waren warm. Das war das Einzige, was sie dachte, in diesem Moment, mit dem Regen auf dem Dach und dem Donner, der die Wände zittern ließ – seine Hände waren warm, obwohl er genauso durchnässt war wie sie.

Sie befestigten den letzten Gurt und traten einen Schritt zurück. Paul richtete sich auf und strich sich das nasse Haar aus der Stirn, und Lena merkte, dass sie ihn dabei beobachtete, und schaute zur Schupptür, durch die der Regen wie ein Vorhang fiel.

„Wir können nicht raus“, sagte er. „Noch nicht.“

Das stimmte. Ein Blitz erhellte den Spalt unter der Tür, und der Donner folgte fast ohne Pause. Sie setzten sich auf eine alte Werkbank, Schulter an Schulter, weil es der einzige trockene Platz war, und die Taschenlampe zwischen ihnen warf einen kleinen, warmen Kreis ins Dunkel. Lena zog die Knie an die Brust und hörte dem Regen zu.

„Hattest du das gewusst?“, fragte sie nach einer Weile. „Mit den Kanus?“

„Ich hab es beim Abendessen gesehen. Du auch, nehme ich an.“

„Ja.“ Sie pausierte. „Ich hab es vergessen.“

„Ich auch.“ Er sagte es ohne Entschuldigung, aber auch ohne Vorwurf. Einfach als Tatsache. Lena drehte die Taschenlampe in den Händen, ließ das Licht über die gestapelten Paddel wandern, über die Seile und Schwimmwesten an der Wand.

„Warum bist du eigentlich hier?“, fragte sie. „In diesem Lager. Deine Eltern?“

„Meine Mutter.“ Eine kurze Pause. „Sie dachte, es würde mir guttun. Nach dem letzten Jahr.“

Lena wusste, was im letzten Jahr gewesen war. Pauls Vater hatte die Familie für sechs Monate verlassen – nicht endgültig, er war zurückgekommen, aber in der Art, wie man Dinge in einem kleinen Ort erfährt, ohne danach zu fragen, hatte sie es gewusst. Sie hatte nie darüber nachgedacht, was das für Paul bedeutet hatte. Sie stellte fest, dass sie es jetzt tat.

„Meine Mutter dachte, ich brauche frische Luft“, sagte sie, weil sie ihm irgendetwas geben wollte, ein kleines Stück Gleichwertigkeit. „Und andere Kinder. Nicht nur Bücher.“

„Klingt nach ihr.“ Und er sagte es so, als würde er Lenas Mutter kennen – was er natürlich tat, nach drei Jahren als Nachbar –, und das war das Seltsamste an diesem Abend, dieses plötzliche Bewusstsein, dass sie sich eigentlich schon sehr lange kannten, und dass dieses Kennen etwas anderes war als Freundschaft, aber auch etwas anderes als das, was sie immer Feindschaft genannt hatte.

Der Regen ließ nach. Nicht ganz, aber genug, dass man wieder einzelne Tropfen unterscheiden konnte statt eines einzigen Rauschens. Die Taschenlampe begann zu flackern, und Paul tippte dagegen, was ihr Licht kurz aufflackern ließ, bevor es wieder gleichmäßig brannte. Lena lachte – ein kurzes, überraschtes Lachen, das sie selbst überraschte.

„Was?“, fragte er.

„Nichts. Das war einfach... sehr prähistorisch von dir.“

„Hat funktioniert.“

„Das ist die primitivste Form von Erfolg, die ich mir vorstellen kann.“

Er sah sie an. Und dann lachte er auch, leise, und das war das erste Mal, dass Lena Paul Brenner

lachen hörte, ohne dass es auf ihre Kosten ging. Es veränderte sein Gesicht auf eine Weise, die sie nicht einordnen konnte, weil sie keine Schublade dafür hatte. Sie hatte ihn in so vielen Versionen gesehen – triumphierend, stachelnd, wortlos, gleichgültig –, aber diese Version kannte sie nicht, und sie bemerkte, dass sie sie nicht vergessen wollte.

Das Schweigen, das danach kam, war anders als das vorherige. Nicht das Schweigen von zwei Menschen, die nichts miteinander zu sagen haben, sondern das Schweigen von zwei Menschen, die zu viel zu sagen hätten und nicht wissen, wo sie anfangen sollen. Lena spürte es wie einen Druck in der Brust, nicht unangenehm, aber fremd.

Paul drehte sich zu ihr, und sie drehte sich zu ihm, und das geschah gleichzeitig, ohne dass einer von ihnen es geplant hatte, und plötzlich waren ihre Gesichter nah beieinander, nah genug, dass sie die Feuchtigkeit in seinem Haar sehen konnte, die einzelnen Tropfen, die noch von seiner Stirn liefen. Sein Blick war anders als sonst – nicht der Blick, den sie kannte, abgemessen und ein bisschen herausfordernd, sondern etwas Offeneres, etwas, das sich anfühlte wie eine Frage, die er nicht laut stellte.

Sie hielt die Luft an.

Er hielt die Luft an.

Draußen rollte der letzte Donner über den See, weit entfernt schon, wie das Echo von etwas, das vorbei war. Und in diesem Moment, in dem Schuppen mit der flackernden Taschenlampe und dem nachgelassenen Regen und dem Geruch von nassem Holz und Kiefernadeln, war etwas möglich, das in keiner anderen Sekunde ihres bisherigen Lebens möglich gewesen wäre.

Dann stand Paul auf.

Er stand einfach auf, nahm die Taschenlampe und sagte, ohne sie anzusehen: „Der Regen hat aufgehört. Wir sollten zurück.“

Lena brauchte zwei Sekunden, bevor sie nicken konnte. Zwei Sekunden, in denen sie saß und auf den Punkt starrte, wo er eben noch gewesen war, und irgendetwas in ihrer Brust zusammenzog sich wie Papier, das man zerknüllt. Dann stand sie auf und folgte ihm nach draußen.

Sie gingen zurück über den nassen Rasen, jeder auf seinem eigenen Weg, ohne Abstand zu suchen und ohne ihn zu vermeiden, einfach nebeneinander in der dunklen, nach Gewitter riechenden Nacht. An der Gabelung, wo sich ihre Schlafsäle trennten, blieben sie kurz stehen.

„Danke“, sagte Lena. Für die Kanus, meinte sie. Oder für das Halten des Gewichts. Oder für das Lachen vorhin. Sie wusste es selbst nicht genau.

„Schon gut“, sagte er.

Keine Stichel. Kein Grinsen. Er sah sie einen Moment an, mit diesem Blick, den sie nicht einordnen konnte, und dann drehte er sich um und verschwand in Richtung seines Schlafrums, und Lena stand allein auf dem nassen Gras und wartete, bis seine Schritte verklungen waren.

Die letzten vier Tage im Lager verliefen so, wie der Rest verlaufen war – getrennte Gruppen, höfliche Nicht-Beachtung, gelegentliche Blicke beim Frühstück. Aber es war nicht mehr dasselbe. Etwas hatte sich verschoben, unsichtbar und unbenannt, wie ein Möbelstück, das jemand nachts

um zwei Zentimeter verrückt hatte. Man merkte es nicht sofort, aber man stieß sich den Zeh daran.

Am letzten Abend, beim Abschlusslagerfeuer, saß Paul wieder auf der anderen Seite des Feuers, und diesmal hatte er kein Buch. Er saß einfach da und schaute in die Flammen, und einmal, nur einmal, hob er den Blick und sah direkt zu ihr herüber, und Lena hielt seinem Blick stand, weil sie nicht mehr die Erste sein wollte, die wegschaute.

Sie weiß bis heute nicht, wer zuerst weggeschaut hat.

Im Bus nach Hause saßen sie vier Reihen voneinander entfernt. Mara schlief neben Lena, den Kopf gegen die Fensterscheibe, und Lena betrachtete die Landschaft, die an ihr vorbeizog, die flachen Felder und die Alleen, und dachte an nichts Bestimmtes. Oder sie dachte an alles Bestimmte und nannte es Nichts, weil das einfacher war.

Was in dem Schuppen fast passiert wäre, wurde nie erwähnt. Nicht in diesem Bus, nicht in den folgenden Wochen, nicht in den Jahren danach, in denen sie sich weiterhin über die Straße ansahen und manchmal nickten und manchmal nicht. Es existierte in dem Raum zwischen ihnen wie etwas, das keine Sprache hatte – ein Moment, der zu groß gewesen war für sechzehn Jahre, zu zerbrechlich für zwei Menschen, die noch nicht wussten, wie man etwas festhält, ohne es zu zerdrücken.

Aber Lena vergaß es nicht. Sie vergaß seine warmen Hände nicht, und sie vergaß sein Lachen nicht, und sie vergaß nicht, wie er aufgestanden war – nicht aus Kälte, das verstand sie erst viel später, sondern weil er genauso Angst gehabt hatte wie sie, und weil keiner von ihnen damals schon wusste, dass manche Türen, wenn man sie einmal fast öffnet, nicht einfach wieder verschwinden. Sie bleiben stehen. Sie warten.

Sie warten sehr lange, wenn es sein muss.

## Kapitel 4

# Wege trennen sich

---

Der Geruch von Desinfektionsmittel hatte sich in Lenas Nasenhöhlen festgesetzt wie ein Mieter, der nicht auszieht. Drei Wochen nach ihrer Ankunft in München durchdrang er noch immer alles – ihre Kleidung, ihre Haare, sogar die Träume, die sie manchmal mit einem Ruck aus dem Schlaf rissen, benommen, die Hand tastend nach einem Lichtschalter in einer fremden Dunkelheit. Das Wohnheimzimmer in der Nähe des Klinikums war winzig und roch nach den vielen Leben, die vor ihr darin gehaust hatten, nach billigem Waschmittel und irgendetwas Süßlichem, das sie nie identifizieren konnte. Aber das störte sie nicht. Es war ihr Raum, ihre Entscheidung, ihr Anfang.

Sie hatte die Koffer kaum ausgepackt gehabt, da war schon das erste Seminar gewesen – Anatomie, Einführungsveranstaltung, zweihundert Studenten in einem Hörsaal, der nach Kreide und Kaffee roch. Lena hatte sich in die dritte Reihe gesetzt, einen Stift zwischen den Fingern gedreht und gedacht: Hier bin ich. Hier beginnt es. Der Gedanke hatte sich wie ein Schlüssel angefühlt, der ins richtige Schloss passt. Keine Eltern, die sich beim Frühstück schwiegen. Kein Gymnasium, auf dem jeder wusste, wessen Tochter sie war. Kein Ferienlager. Kein Paul Brenner.

Der Name tauchte in ihrem Kopf auf, bevor sie ihn aufhalten konnte, und sie verdrängte ihn sofort wieder, mit derselben geübten Bewegung, mit der man eine lästige Fliege verscheucht. Es war zwei Jahre her. Zwei Jahre, in denen sie ihn nach dem Ferienlager nicht ein einziges Mal gesehen hatte – der Landkreis war groß genug, die Schulen verschieden genug, und das Abitur hatte beide mit einer Gründlichkeit in Beschlag genommen, die für Begegnungen keinen Raum ließ. Manchmal fragte sie sich, ob er überhaupt noch in Brandenburg war. Ob er studierte. Ob er noch immer dieses leichte, überlegene Lächeln hatte, das sie so wahnsinnig machte. Sie fragte sich das, und dann hörte sie auf, sich das zu fragen, und öffnete stattdessen ihr Anatomie-Skript auf Seite eins.

Das Studium fraß sie. Es fraß sie auf eine Weise, die sie liebte, weil es keinen Platz für anderes ließ. Lena lernte, wie andere Menschen atmeten – automatisch, ohne nachzudenken, ohne Unterbrechung. Sie lernte bis tief in die Nacht, ihre Mitbewohnerin Sofía, eine Spanierin aus Sevilla mit einem Lachen wie ein Gong, schlafend im Nebenzimmer, während Lena im Schein ihrer Schreibtischlampe Knochen und Nerven und Blutbahnen auswendig lernte, als wären es Gedichte. Es gab Abende, an denen sie so müde war, dass die Buchstaben vor ihren Augen tanzten, und Abende, an denen sie so wach war, dass sie das Rauschen ihres eigenen Blutes zu hören meinte.

In einer dieser Nächte – es war November, das wusste sie noch, weil der erste Schnee auf dem Fensterbrett lag und sie ihn durch die beschlagene Scheibe betrachtete – ließ sie das Skript sinken und starrte an die Decke. Sie hatte gerade das Kapitel über das Herz beendet. Über die Kammern und Klappen, über den Rhythmus, den man messen konnte in Schlägen pro Minute, über die Art, wie das Herz auf äußere Reize reagiert – auf Anstrengung, auf Kälte, auf Schmerz. Auf Angst. Sie hatte all das gelesen und verstanden und sich gleichzeitig gefragt, warum es sich anfühlte, als würde sie über etwas lesen, das sie bereits kannte, ohne es je in einem Lehrbuch gesehen zu haben.

Das war der Moment, in dem das Bild zurückkam. Der Schuppen. Die Kanus. Der Geruch von nassem Holz und Regen, der durch die Ritzen drang. Pauls Gesicht im Halbdunkel, näher als er je gewesen war, näher als sie je jemanden an sich herangelassen hatte. Und dieser Moment, dieser verdammte Moment, in dem sie gewartet hatte, ohne zu wissen, worauf sie wartete. In dem sie gespürt hatte, wie die Luft zwischen ihnen sich veränderte, als hätte jemand den Aggregatzustand von etwas umgestellt, von fest zu flüssig, von Distanz zu Nähe. Und dann war er aufgestanden. Einfach aufgestanden, als wäre nichts gewesen, und gegangen.

Lena presste die Augen zusammen. Sie mochte dieses Bild nicht. Es kam immer dann, wenn sie es am wenigsten gebrauchen konnte, und es hinterließ jedes Mal dasselbe leise, irritierende Unbehagen, das sich nicht benennen ließ und deshalb besonders hartnäckig war. Sie war achtzehn. Sie studierte Medizin in München. Sie hatte keine Zeit für Bilder aus irgendwelchen Ferienschuppen und schon gar nicht für Paul Brenner, der sie seit ihrer Kindheit zur Weißglut getrieben hatte und der wahrscheinlich längst vergessen hatte, dass diese Nacht je stattgefunden hatte. Wahrscheinlich saß er gerade irgendwo und lachte über irgendetwas, und an Lena Schreiber dachte er keinen einzigen Sekunde.

Sie klappte das Skript zu und ging schlafen.

Paul Brenner saß in Berlin in einer WG in Prenzlauer Berg, die nach Zigarettenrauch und kaltem Kaffee roch und in der ständig irgendjemand auf dem Sofa schlief, von dem man nicht wusste, wer er war oder wie er hereingekommen war. Er hatte sich nach dem Abitur gegen ein Studium entschieden – oder vielmehr hatte er sich für alles entschieden, was kein Studium war, was keine geraden Wege und keine vorgegebenen Antworten kannte. Er schrieb. Das hatte er immer getan, heimlich zunächst, in Schulhefte, die er unter der Matratze versteckte, später offener, mit einer Direktheit, die manche irritierte und die er selbst manchmal nicht ganz verstand. Er hatte angefangen, für eine kleine Stadtzeitung zu schreiben – Konzertrezensionen, Veranstaltungshinweise, gelegentlich ein längerer Text über ein Thema, das ihn interessierte. Der Chefredakteur, ein hagerer Mann Mitte vierzig namens Kowalski, hatte ihm beim ersten Treffen gesagt: „Du schreibst zu gut für das, was wir bezahlen.“ Paul hatte das als Kompliment genommen und war geblieben.

Berlin war laut und roh und überforderte ihn auf eine Art, die er nicht zugeben würde. Es gab Nächte, in denen er durch die Stadt lief, die Hände in den Taschen, die Ohren voll mit dem Lärm von Bars und Straßenbahnen und Gesprächen in zwanzig Sprachen, und sich fragte, wer er hier war. Nicht in der großen, existenziellen Art, die er bei anderen langweilig fand, sondern ganz konkret: wer er war in dieser Stadt, die so viele Menschen aufnahm und keinen von ihnen wirklich kannte. Er hatte Freunde, oder zumindest Menschen, die er als solche bezeichnete – Mitbewohner, Kollegen, jemanden, mit dem er ab und zu eine Flasche Bier teilte und über Musik redete. Aber die Art von Stille, die er manchmal brauchte, fand er selten.

Er fand sie manchmal beim Schreiben. Und manchmal, seltener, in Momenten, in denen er nicht genau sagen konnte, was ihn aus dem Schlaf gerissen hatte. Er lag dann auf der Matratze – ein richtiges Bett hatte er noch nicht – und starrte an die Decke und lauschte dem Geräusch der Stadt, das auch nachts nie ganz aufhörte. Und manchmal, in diesen Momenten zwischen Wachen und Schlafen, dachte er an die Uckermark. An den Regen. An den Geruch von nassem Segeltuch. An ein

Gesicht, das im Halbdunkel auf ihn gewartet hatte, und an seinen eigenen Fehler, aufgestanden zu sein. Warum er aufgestanden war, wusste er immer noch nicht genau. Aus Angst, vermutlich. Nicht vor ihr – oder nicht nur vor ihr – sondern vor dem, was dieser Moment bedeutet hätte. Vor der Konsequenz des Bleibens.

Er dachte daran, und dann schob er den Gedanken beiseite, und dann schlief er ein.

Die Monate vergingen, und die Distanz tat das, was Distanz tut: Sie schuf eine neue Normalität. Lena bestand ihre ersten Prüfungen, trank mit Sofia Sangria aus Plastikbechern auf dem Dachboden des Wohnheims und lernte, wie man einem Menschen zuhört, der Schmerzen hat, ohne selbst von ihnen überwältigt zu werden – eine Fähigkeit, die ihr die Klinik beibrachte und die sie mit einer Akribie übte, die ihre Kommilitonen manchmal erschreckte. Sie war gut. Das wusste sie, nicht aus Eitelkeit, sondern aus demselben nüchternen Realismus, mit dem sie alles betrachtete. Sie war gut, und sie würde besser werden, und das war genug.

Sie schrieb ihrer Mutter selten. Die Briefe, die ankamen – ihre Mutter benutzte noch immer Briefe, handgeschrieben, mit einer Regelmäßigkeit, die fast rührend war – las sie zwischen zwei Vorlesungen, stehend im Flur, und legte sie dann in eine Schachtel unter dem Bett. In einem dieser Briefe stand, beiläufig, am Ende eines langen Absatzes über den Garten und den neuen Pfarrer: „Übrigens hat die Frau Brenner mir erzählt, dass ihr Paul jetzt in Berlin ist. Journalist, angeblich. Ich dachte, das interessiert dich vielleicht.“ Lena hatte den Brief gefaltet, in die Schachtel gelegt und weitergemacht. Es interessierte sie nicht. Es interessierte sie absolut nicht.

Dennoch – und das war das Irritierende daran – blieb der Satz. Er blieb auf die Art, wie ein kleiner Stein im Schuh bleibt, nicht groß genug, um anzuhalten, aber präsent genug, um bei jedem Schritt daran erinnert zu werden. Journalist. Sie hatte nicht gewusst, dass er schreiben wollte. Sie hatte ihn jahrelang als jemanden wahrgenommen, der kluge Dinge sagte, um andere zum Schweigen zu bringen, der Worte benutzte wie Schachfiguren, strategisch und kühl. Dass dahinter vielleicht etwas anderes steckte – ein echtes Bedürfnis, etwas zu sagen, nicht um zu gewinnen, sondern weil er es sagen musste – das war ein Gedanke, der sie mehr beschäftigte, als ihr lieb war.

Sie ließ ihn los. Sie ließ ihn los und lernte Pharmakologie und ging mit einem Medizinstudenten namens Tobias zweimal ins Kino, und beim zweiten Mal hielt er ihre Hand, und sie ließ es geschehen und fragte sich hinterher, warum es sich so seltsam angefühlt hatte – nicht unangenehm, nur seltsam, wie eine Geste in einer Sprache, die sie noch nicht ganz beherrschte. Tobias war nett. Er war zuverlässig und ordentlich und lachte an den richtigen Stellen. Er war kein Mensch, der Dinge sagte, die sie drei Jahre später noch beschäftigten. Das war, entschied sie, vermutlich ein Vorteil.

Paul schrieb in diesem Winter seinen ersten längeren Artikel, der wirklich gelesen wurde – eine Reportage über eine Hausbesetzerszene in Friedrichshain, drei Seiten, mit Zitaten, die er nicht beschönigt hatte, und einer Direktheit, die Kowalski dazu brachte, ihm zum ersten Mal auf die Schulter zu klopfen. „Das ist es“, sagte Kowalski. „Das ist genau das.“ Paul hatte genickt und so getan, als wäre er abgebrüht genug, um das nicht zu brauchen. Aber er hatte den Artikel ausgedruckt und auf seinem Schreibtisch liegen lassen, länger als nötig, und ihn manchmal angesehen, wenn er glaubte, dass niemand es bemerkte.

Er rief selten zu Hause an. Wenn er es tat, war das Gespräch mit seiner Mutter kurz und sachlich – wie geht's, was gibt's Neues, ja, ich esse genug, nein, ich brauche kein Geld. Einmal, an einem Abend Ende Februar, erwähnte sie Lena. Nicht absichtlich, vermutlich. Sie sagte: „Die Schreiber-Lena studiert jetzt Medizin in München, hab ich gehört. Stell dir vor.“ Paul sagte: „Mm.“ Seine Mutter sagte: „Du erinnerst dich doch noch? Die Kleine mit den Zöpfen, ihr habt euch doch immer gestritten.“ Paul sagte: „Ich erinnere mich.“ Dann wechselte er das Thema.

Er erinnerte sich. Natürlich erinnerte er sich. Er erinnerte sich an die Zöpfe und an die Art, wie sie ihn angesehen hatte, als wäre er ein Problem, das gelöst werden musste, und an den Sommer im Lager, und an die Nacht im Schuppen, und an das Gesicht im Halbdunkel, das auf ihn gewartet hatte. Er erinnerte sich an all das mit einer Genauigkeit, die ihn manchmal selbst überraschte, weil er sonst kein Mensch war, der Dinge festhielt. Er vergaß Geburtstage und Verabredungen und Telefonnummern und manchmal sogar Namen. Aber das vergaß er nicht.

Er schrieb es einmal auf. Nicht für die Zeitung – für sich, spät in der Nacht, auf einem losen Blatt, das er danach zusammenknüllte und in den Mülleimer warf. Er schrieb: „Es gibt Menschen, die man nicht vergisst, obwohl man nicht weiß, warum. Obwohl man keinen Grund hat. Obwohl man es vorzöge.“ Er starrte auf den Satz, und dann zerknüllte er das Blatt, und dann lag er lange wach und lauschte dem Geräusch der Stadt.

Lena bestand im Frühjahr ihre erste große Prüfung mit einem Ergebnis, das die Professorin dazu brachte, kurz aufzublicken und ihren Namen zu wiederholen, als wollte sie ihn sich merken. Sofia umarmte sie auf dem Flur so fest, dass Lena das Gefühl hatte, ihre Rippen würden nachgeben, und dann gingen sie essen, in ein kleines Restaurant in der Innenstadt, und Lena trank ein Glas Wein und schaute aus dem Fenster auf die Straße und dachte: Das ist mein Leben. Das hier. Das, was ich mir aufgebaut habe, Stein für Stein, mit eigenen Händen. Nicht das, was andere für sie vorgesehen hatten. Nicht das, was sie beinahe gewesen wäre.

Und dann – unwillkürlich, ungebeten, mit einer Hartnäckigkeit, die sie fast zum Lachen brachte – dachte sie an einen Jungen, der aufgestanden und gegangen war, ohne zu erklären warum. Und sie trank ihr Glas leer und bestellte ein zweites und redete mit Sofia über Pharmakologie und ließ es gut sein.

Es war gut so. Die Wege hatten sich getrennt, und das war richtig, und das war genug. Manchmal glaubte sie das sogar.

## Kapitel 5

# Ungebetene Wiederkehr

---

Manche Menschen kehren in dein Leben zurück wie ein Wort, das du vergessen zu haben glaubtest – und plötzlich liegt es dir wieder auf der Zunge, als hätte es dort niemals aufgehört zu warten.

Lena Bergmann parkte ihren Wagen am Rand des Friedhofsweges, weil alle anderen Plätze bereits belegt waren, und saß noch einen Moment lang mit beiden Händen auf dem Lenkrad, bevor sie ausstieg. Dreißig Stunden Dienst, eine Nacht auf der Notaufnahmeliege, dann vier Stunden Fahrt – das Dorf Kressbach empfing sie mit dem vertrauten Geruch nach feuchter Erde und nassem Holz, der sich seit ihrer Kindheit nicht verändert hatte. Hedwig Maurer war achtundachtzig geworden. Dass ausgerechnet die alte Schullehrerin, die ihr einmal eine Sechse für einen Aufsatz über Sommererinnerungen gegeben hatte, sie nach zehn Jahren zurückbringen würde, hätte Lena nicht für möglich gehalten. Und doch saß sie hier, mit einem schwarzen Kleid, das sie in einer Münchner Umkleidekabine aus dem Koffer gezerzt hatte, und einem Gefühl, als wäre die Erschöpfung in ihren Knochen eingemauert.

Sie sah ihn, bevor er sie sah. Das war vielleicht das Einzige, was sie in diesem Moment als kleinen Vorteil verbuchen konnte. Paul Richter stand am Rand der Trauergemeinde, die Hände in den Taschen seines dunklen Mantels, und schaute auf den Sarg, als wäre er tatsächlich in Gedanken versunken. Er war breiter geworden in den Schultern, das Haar etwas kürzer als früher, und neben ihm stand eine Frau, die Lena nicht kannte – schlank, rotblond, mit einem Gesicht, das selbst in Trauersituationen irgendwie makellos wirkte. Die Frau hielt Pauls Arm, locker, aber besitzergreifend, auf eine Art, die keine Fragen offenließ.

Lena schluckte, was sie selbst nicht hätte benennen können, und trat näher an die Gruppe heran. Der Pfarrer sprach von einem langen, erfüllten Leben, von Güte und Geduld, und Lena versuchte, sich auf seine Worte zu konzentrieren. Sie schaffte es bis zum dritten Satz, dann spürte sie, wie sich etwas in ihrer Nackenmuskulatur anspannte – das alte, vertraute Signal, das ihr Körper seit Kindheitstagen kannte. Sie hob den Blick. Paul schaute sie an. Keine Überraschung in seinem Gesicht, nur eine kurze, kaum sichtbare Bewegung der Mundwinkel, die bei ihm schon immer irgendwo zwischen Spott und Anerkennung angesiedelt gewesen war und die sie nie hatte eindeutig deuten können.

Nach der Beisetzung stellten sich die Trauergäste auf dem Kirchplatz zusammen, so wie das in kleinen Dörfern immer geschieht – weil man sich kennt, weil man Zeit hat, weil das Beisammenstehen nach dem Abschied leichter wiegt als das Alleinsein. Lena hatte eine Tasse Kaffee in der Hand, die sie aus einem der Klappstühle neben dem Gemeindehaus mitgenommen hatte, und unterhielt sich mit Frau Kessler, der ehemaligen Nachbarin, die ihr gerade erklärte, wie ihre Tochter in Nürnberg eine Bäckerei eröffnet hatte. Lena nickte und lächelte und dachte dabei, dass sie seit mindestens siebzehn Stunden nichts Richtiges gegessen hatte.

„Bergmann.“ Die Stimme traf sie von der Seite, trocken und direkt, ohne jede Umschweife. So hatte

er immer ihren Nachnamen benutzt, wenn er sie herausfordern wollte – nie Lena, immer Bergmann, als wäre das eine Art Waffe, die er mit einer Hand führen konnte. Sie drehte sich um. Paul stand einen Schritt entfernt, die Kaffeetasche in der einen Hand, in der anderen nichts, und schaute sie mit diesem Blick an, der sie schon als Kind zur Weißglut gebracht hatte. Nicht abschätzig. Nur – zu genau. Als würde er etwas sehen, das sie nicht zeigen wollte.

„Richter“, erwiderte sie, genauso knapp. „Ich hätte dich hier nicht erwartet.“ Sie meinte es nicht als Vorwurf, aber es klang so, und das war vielleicht auch nicht falsch. Er zuckte die Schultern. „Frau Maurer hat mir in der sechsten Klasse das Schreiben beigebracht. Im eigentlichen Sinne, meine ich. Nicht das mechanische Buchstaben-aneinanderreihen, sondern das andere.“ Er machte eine vage Handbewegung, die bei einem anderen Menschen hilflos gewirkt hätte. Bei Paul wirkte sie merkwürdig präzise. „Das schuldet man ihr.“

Lena schwieg einen Moment. Sie dachte an den Aufsatz mit der Sechs, an Frau Maurers Rotstift-Kommentar am Rand: Zu nüchtern. Leben ist keine Diagnose. Damals hatte sie die Lehrerin dafür gehasst. Jetzt, mit dreißig Jahren Medizin im Körper und der Erschöpfung eines halben Lebens auf den Schultern, verstand sie, was die alte Frau gemeint hatte. „Sie hat mir eine Sechs gegeben“, sagte Lena. „Für einen Aufsatz über den Sommer.“ Paul hob eine Augenbraue. „Wirklich? Mir hat sie eine Eins gegeben und dazu geschrieben, ich solle aufpassen, dass ich das Schreiben nicht benutze, um mich zu verstecken.“ Er lachte kurz, ein einzelnes, gedämpftes Geräusch. „Ich hab' das damals nicht verstanden. Inzwischen schon.“

Es war eines dieser Gespräche, die eigentlich über etwas anderes sprachen. Lena kannte das Prinzip aus der Notaufnahme – Patienten, die über Schmerzen im Knie redeten, wenn sie eigentlich meinten, dass sie Angst vor dem Sterben hatten. Sie erkannte das Muster, und sie erkannte, dass sie selbst gerade darin gefangen war, und sie tat trotzdem nichts dagegen, weil die Alternative – direkt zu reden, wirklich direkt, über das, was zwischen ihnen seit Jahren unausgesprochen in der Luft hing – unvorstellbar erschien. Nicht hier. Nicht jetzt. Nicht nach zehn Jahren Schweigen. „Du siehst müde aus“, sagte Paul. Es klang nicht wie ein Vorwurf und auch nicht wie Mitgefühl. Es klang wie eine Feststellung, und das war irgendwie noch schlimmer. „Danke“, sagte Lena. „Du siehst gut aus. Das ist vermutlich das Berlin.“ „Das ist vermutlich die Verlobte“, erwiderte er ohne jede Ironie, und Lena merkte, dass er es nicht als Prahlerei meinte. Er meinte es einfach.

Die Verlobte hieß Clara, das erfuhr Lena fünf Minuten später, als Paul sie miteinander bekannt machte. Clara Wendt, Kunsthistorikerin, mit einem Lächeln, das echte Wärme ausstrahlte und das Lena sofort unsympathisch machte, weil man einer Frau, die ehrlich lächelt, nicht böse sein kann und es trotzdem versucht. „Paul hat viel von Ihnen erzählt“, sagte Clara. Lena warf Paul einen raschen Blick zu. Er rührte in seinem Kaffee. „Hat er das?“ „Dass Sie als Kinder zusammen aufgewachsen sind. Dass es ziemlich turbulent war.“ Clara lachte leise. „Er hat das so gesagt: turbulent. Ich glaube, er meinte chaotisch.“ „Er meinte vermutlich, dass ich ihn regelmäßig zur Verzweiflung gebracht habe“, sagte Lena, und Paul schaute auf, und für einen Bruchteil einer Sekunde war etwas in seinem Blick, das sie nicht einordnen konnte – zu schnell, zu flüchtig, als wäre es nie dagewesen.

Das Mittagessen fand im Gemeindehaus statt, lange Tische mit weißen Tischdecken, Sauerbraten und Kartoffelklöße, und Lena saß am Ende einer Tischgruppe neben Frau Kessler und einer älteren

Dame, die sie nicht kannte, und aß zum ersten Mal seit Stunden etwas Warmes. Paul und Clara saßen auf der anderen Seite des Raumes. Lena beobachtete sie nicht. Sie aß. Sie trank ein Glas Wasser. Sie antwortete auf Fragen über München und die Notaufnahme und ob sie wirklich die ganze Nacht arbeite. Ja, manchmal. Manchmal auch den ganzen Tag. Manchmal beides. Frau Kessler schüttelte den Kopf und sagte, das sei doch keine Art zu leben, und Lena lächelte und dachte, dass Frau Kessler vielleicht nicht ganz unrecht hatte.

Auf dem Rückweg zum Parkplatz, als die meisten Gäste bereits gegangen waren und das Licht über den Feldern hinter dem Dorf in jenes stille, unentschlossene Grau übergang, das dem Abend vorausgeht, holte Paul sie ein. Keine Verlobte neben ihm – Clara war, wie er kurz erklärte, mit Frau Kesslers Tochter ins Gespräch geraten, irgendwas über Kunstaussstellungen in Nürnberg. „Ich wollte dich noch etwas fragen“, sagte er. Er sagte es nicht auf seine übliche Art, die leicht distanziert war und immer ein kleines Überlegenheitsgefühl mitschwang. Er sagte es anders. Lena verlangsamte ihren Schritt. „Was?“ „Ob es dir gut geht.“ Sie blieb stehen. Drehte sich zu ihm um. Er schaute sie an, und diesmal war kein Spott darin, keine Ironie, kein von Kindheit an antrainiertes Gegeneinander. Nur dieser Blick, zu genau, zu direkt, derselbe wie immer, aber jetzt ohne die Schutzschicht darunter.

„Das ist eine merkwürdige Frage“, sagte Lena. „Nicht für mich.“ Sie verschränkte die Arme, ein Reflex, den sie nicht kontrollieren konnte. „Ich bin müde. Das hast du schon selbst gesagt.“ „Ich habe nicht gefragt, ob du müde bist. Ich habe gefragt, ob es dir gut geht.“ Er ließ die Frage stehen, ohne nachzuhelfen, ohne sie zu retten, so wie er das früher auch gemacht hatte – eine Frage in den Raum stellen und abwarten, was sie damit tat. Es hatte sie als Teenager rasend gemacht. Jetzt machte es ihr Angst. Nicht vor ihm. Vor der ehrlichen Antwort. „Ich weiß es nicht“, sagte sie schließlich, und es überraschte sie selbst, wie leicht diese Worte aus ihr herausglitten, als wären sie schon lange bereit gewesen. „Das ist die wahrste Antwort, die ich habe.“ Paul nickte, langsam, als hätte er etwas bestätigt bekommen, das er schon geahnt hatte. „Ich auch nicht“, sagte er. „Für das, was es wert ist.“

Sie standen einen Moment lang nebeneinander auf dem Kiesweg, und die Stille zwischen ihnen war keine feindliche. Das war das Seltsamste daran. Dreißig Jahre Sticheleien und Missverständnisse und das dumpfe, anhaltende Geräusch zweier Menschen, die aneinander reiben wie Kieselsteine, und jetzt plötzlich – das. Eine Stille, die sich anfühlte, als wäre sie von innen gepolstert. „Clara scheint wunderbar zu sein“, sagte Lena. Sie meinte es so, wie sie es sagte, ohne Hintergedanken, und das war vielleicht das Erwachsenste, was sie je zu ihm gesagt hatte. Paul schaute auf seine Schuhe. „Sie ist es.“ Er schwieg kurz. „Es ist trotzdem nicht immer einfach.“ „Das ist es nie“, sagte Lena. „Bei niemandem.“ Er hob den Blick. „Hast du gerade jemanden?“ Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe die Notaufnahme. Das reicht für eine Beziehung.“ Er lachte, kurz und echt, das Lachen, das sie früher so selten gehört hatte und das sie deshalb, ohne es zuzugeben, immer gesammelt hatte wie seltene Münzen.

Als Clara sie fand, standen sie noch immer dort, nicht näher beieinander als am Anfang des Gesprächs, aber auch nicht weiter auseinander. Clara trat zu Paul, legte kurz eine Hand auf seinen Arm, und schaute Lena mit einem Lächeln an, das keine Frage stellte und keine Antwort forderte. „Wir wollten noch heute Abend zurückfahren“, sagte sie zu Paul. „Wenn das geht.“ Paul nickte. Er

schaute Lena an. „Fährst du auch heute noch?“ „Morgen früh“, sagte Lena. „Ich schlafe bei meiner Tante.“ Er streckte die Hand aus. Nicht als Geste der Versöhnung, nicht theatralisch – einfach so, wie man einer Person die Hand gibt, der man begegnet ist. Lena schüttelte sie. Seine Hand war warm, und sie hielt sie eine Sekunde länger als nötig, bevor sie losließ. „Pass auf dich auf, Bergmann“, sagte er. „Du auch, Richter“, antwortete sie.

In der Nacht, in dem schmalen Bett ihrer Tante, mit dem Geruch von Lavendelsäckchen und altem Holz um sich herum, lag Lena lange wach und starrte an die Decke. Sie dachte nicht an Paul. Sie redete sich ein, nicht an Paul zu denken. Sie dachte an Frau Maurers Rotstift-Kommentar, an die Sechs auf dem Aufsatz, an die Worte: Leben ist keine Diagnose. Sie dachte daran, wie sich seine Frage angefühlt hatte – ob es ihr gut gehe –, und dass sie nicht gewusst hatte, wie man so etwas beantwortet, ohne etwas preiszugeben, das man eigentlich für sich behalten wollte. Sie dachte daran, dass er gesagt hatte: Ich auch nicht. Für das, was es wert ist. Und sie dachte, ohne es sich einzugestehen, dass es vielleicht mehr wert war als alles, was sie in zehn Jahren nicht gesagt hatten. Dann schlief sie ein, tief und ohne Träume, zum ersten Mal seit Wochen.

## Kapitel 6

# Risse im Panzer

---

Die Flasche Rotwein stand noch halb voll auf dem Fensterbrett, als Lena die Nachricht bekam. Nicht per Anruf – Clara hatte ihr eine Sprachnachricht geschickt, elf Minuten lang, mit einer Stimme, die zwischen Wut und Tränen hin- und herpendelte wie ein Boot im Sturm. Lena hörte sie zweimal an, saß dabei auf der Bettkante ihres kleinen Zimmers im einzigen Gasthof des Dorfes, der noch geöffnet hatte, und starrte auf die Tapete mit den verblichenen Blumenranken. Sie hatte nicht vorgehabt, noch eine Nacht zu bleiben. Die Beerdigung war vorbei. Frau Maurer war unter der Erde. Es gab keinen Grund mehr.

Und doch hatte sie ihre Tasche noch nicht gepackt.

Clara hatte geschrien, das hörte man selbst durch die gedämpfte Qualität einer Sprachaufnahme hindurch. Sie hatte gesagt, sie wisse es schon lange. Dass er nie wirklich bei ihr gewesen sei. Dass sie seine Gedanken kenne, auch wenn er nie von ihr gesprochen habe – und gerade weil er es nie getan habe. Lena presste das Telefon so fest ans Ohr, dass die Muschel weiße Abdrücke auf ihrer Wange hinterließ. Sie wartete darauf, ihren eigenen Namen zu hören, aber er kam nicht. Was kam, war schlimmer: ein langes, atemlos erschöpftes Schweigen, bevor Clara sagte, sie fahre jetzt, und er solle nicht anrufen.

Lena legte das Telefon auf das Kopfkissen neben sich. Draußen war es schon dunkel, irgendwo bellte ein Hund, und die Gaststube unter ihr summt mit dem gedämpften Gemurmel der letzten Trauergäste, die den Abend mit Bier und Erinnerungen streckten. Sie überlegte kurz. Dann stand sie auf, griff nach ihrer Jacke und der halbvollen Weinflasche, und ging.

Sie fand ihn auf der Holzbank vor dem alten Brunnen auf dem Dorfplatz, der im Sommer immer nach Algen roch und im Winter zufror. Paul saß da wie jemand, dem man gerade den Stuhl weggezogen hatte und der noch nicht ganz begriffen hatte, dass er bereits auf dem Boden saß. Er hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt, den Kopf in beide Hände gelegt, und rührte sich nicht, als Lena näherkam. Erst als sie sich ohne ein Wort neben ihn setzte – nicht zu nah, aber nah genug – hob er den Blick.

Sein Gesicht sah nicht aus wie das Gesicht eines Mannes, der weint. Es sah aus wie das Gesicht eines Mannes, der aufgehört hat zu weinen, weil die Erschöpfung größer geworden ist als der Schmerz. Die Augen waren trocken und irgendwie weit, als blickte er auf etwas, das hinter allem stand, was er sehen konnte.

„Du hast die Nachricht bekommen“, sagte er. Es war keine Frage.

„Sie hat mir eine Sprachaufnahme geschickt.“ Lena hielt ihm die Flasche hin. „Elf Minuten.“

Er sah auf die Flasche, dann auf sie, und nahm sie. „Was hat sie gesagt?“

„Vieles.“ Lena lehnte sich gegen die Rückenlehne der Bank. Das Holz war kalt und rau unter ihren

Schulterblättern. „Nichts, was du nicht weißt.“

Paul trank. Nicht gierig, aber lang. Dann hielt er die Flasche auf den Knien fest, als bräuchte er etwas, woran er sich festhalten konnte. „Wir haben uns gestritten, nachdem wir hier weggefahren sind. Schon auf der Autobahn. Ich weiß nicht mal mehr, womit es angefangen hat.“ Er pausierte. „Doch. Ich weiß es. Sie hat gefragt, warum ich nicht geweint habe. Bei der Beerdigung. Ich hab gesagt, ich weine nicht vor anderen Leuten. Sie hat gesagt, sie sei nicht andere Leute.“ Er schüttelte den Kopf, langsam, wie jemand, der eine Gleichung nicht lösen kann. „Sie hat recht.“

Lena antwortete nicht. Sie nahm ihm die Flasche ab, trank selbst, und gab sie zurück. Irgendwo in einer der Straßen, die auf den Platz zuführten, schlugen eine Kirchturmuhren ihre Schläge in die Nacht – zehn, elf. Lena zählte mit, ohne es zu wollen.

„Du hättest nicht kommen müssen“, sagte Paul nach einer Weile.

„Ich weiß.“

„Warum bist du trotzdem hier?“

Sie dachte kurz nach. Nicht weil sie die Antwort nicht wusste, sondern weil sie sich fragte, wie ehrlich sie sein wollte. „Weil du das Einzige bist, was ich in diesem Dorf kenne, das noch atmet“, sagte sie schließlich. „Und weil ich selbst gerade keine Lust habe, allein in einem Zimmer mit Blumentapete zu sitzen.“

Er sah sie an. Kurz, schräg, mit einem Ausdruck, den sie schwer deuten konnte – nicht Dankbarkeit, nicht Belustigung, eher so etwas wie ein vorsichtiges Anerkennen, dass sie gerade beide an demselben Ort gelandet waren, ohne es geplant zu haben. „Blumentapete“, sagte er.

„Verblichene Rosen. Sehr deprimierend.“

„Mein Zimmer hat Hirschgeweihe an der Wand.“

„Das ist noch schlimmer.“

Es war kein richtiges Lachen, das er ausstieß – eher ein Luftstoß, kurz und überrascht, als hätte er nicht erwartet, dass sein Körper so etwas noch konnte. Aber es war da. Lena nippte an der Flasche und schaute in die Dunkelheit des Platzes.

Sie saßen so lange schweigend, dass die Kälte sich langsam von unten durch die Banklatten fraß und Lenas Oberschenkel zu kribbeln begannen. Sie zog die Jacke enger um sich. Paul hatte nur einen dünnen Pullover an, aber er schien die Temperatur nicht zu bemerken, oder er ließ sie bewusst zu, als wäre körperliches Frieren eine ehrlichere Form von Schmerz als das andere.

„Sie hat nicht unrecht gehabt“, sagte er irgendwann. Leise, fast zu sich selbst. „Mit dem, was sie gesagt hat. Ich war nie wirklich da. Nicht so, wie man da sein muss.“ Er rieb sich mit dem Daumen über die Knöchel. „Ich hab das lange nicht sehen wollen. Oder ich hab es gesehen und gedacht, das reiche schon. Dass es genug ist, wenn man alles richtig macht. Die Wohnung, den Ring, das Gespräch mit ihren Eltern.“ Er hielt inne. „Als wäre Liebe ein Projekt, das man abarbeiten kann.“

Lena hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen. Das war neu für sie – normalerweise hätte sie hier eine Bemerkung platziert, etwas Scharfes oder Witziges, das Abstand schaffte. Aber heute Abend schien dieser Reflex irgendwo tief drin zu schlafen.

„Hast du sie geliebt?“, fragte sie stattdessen.

Paul brauchte einen Moment. „Ich glaube, ich habe sie gut behandelt. Das ist nicht dasselbe.“

„Nein“, sagte Lena. „Das ist es nicht.“

Wieder Stille. Die Flasche wanderte zwischen ihnen hin und her, gleichmäßig, fast wie eine Geste, die sie sich angewöhnt hatten, ohne darüber nachzudenken. Lena bemerkte, wie wenig noch drin war, und beschloss, es nicht zu erwähnen.

„Was ist mit dir?“, fragte Paul.

„Was ist mit mir?“

„Du warst auch allein bei der Beerdigung.“

„Ich bin oft allein.“

„Das habe ich nicht gefragt.“

Sie sah ihn von der Seite an. Er erwiderte ihren Blick nicht, schaute weiter geradeaus, aber seine Haltung hatte sich leicht verändert – eine Art aufmerksames Warten, das sie von früher kannte, allerdings in anderen Kontexten. Wenn er auf etwas wartete, das er ihr gleich unter die Nase reiben wollte. Jetzt war es anders. Offener. Wie eine Tür, die man nur angelehnt hat.

„Es gab jemanden“, sagte sie nach einer Pause. „Vor etwa zwei Jahren. Er hat Architektur studiert, dann Architektur gemacht, dann irgendwann aufgehört, mich anzurufen.“ Sie zuckte die Schultern. „Kein großes Drama. Nur das langsame Verschwinden, das schlimmer ist als Drama, weil man lange nicht sicher ist, ob es wirklich passiert.“

„Wie lange hat das gedauert?“

„Drei Jahre.“

Paul sagte nichts. Aber er nickte, einmal, und es war das Nicken von jemandem, der versteht, nicht von jemandem, der Mitleid zeigt. Lena registrierte den Unterschied und war dankbar dafür.

„Ich hab danach lange gebraucht, um wieder schlafen zu können“, sagte sie. Das war mehr, als sie hatte sagen wollen. Sie trank noch einen Schluck. „Nicht aus Trauer. Eher weil ich angefangen hab, mich zu fragen, ob ich überhaupt in der Lage bin, etwas festzuhalten. Menschen. Dinge. Irgendetwas.“

„Und?“

„Ich weiß es immer noch nicht.“

Paul drehte die Flasche in seinen Händen. „Du hast Frau Maurers Unterricht festgehalten“, sagte er. „Jahrelang. Du hast mir einmal erzählt, dass du noch immer weißt, welches Gedicht sie im dritten Schuljahr an die Tafel geschrieben hat.“

Lena blinzelte. Sie erinnerte sich an dieses Gespräch nicht – oder doch, irgendwo ganz hinten, in einer dieser unwahrscheinlichen Situationen, in denen sie und Paul für einen Moment aufgehört hatten, aufeinander einzustechen, und einfach geredet hatten. Es musste Jahrzehnte her sein.

„Du hast dir gemerkt, dass ich das gesagt habe.“

„Du hast es mir gesagt. Es wäre seltsam, es zu vergessen.“

„Du hast dir eine Menge gemerkt, das ich gesagt habe.“ Es war nicht anklagend gemeint, aber es war auch keine Frage.

Paul sah jetzt doch zu ihr rüber. Sein Gesicht war ruhiger als vorhin, die Erschöpfung immer noch da, aber nicht mehr so absolut. „Wir kennen uns seit wir sechs sind, Lena. Da bleibt einiges hängen.“

„Meistens das Falsche.“

„Manchmal auch das Richtige.“

Sie trafen sich einen Moment lang mit den Blicken, und Lena spürte etwas, das sie nicht benennen wollte – nicht jetzt, nicht hier, nicht auf dieser zugigen Bank mit dem leeren Brunnen vor ihnen und einem Tag voller Trauer im Rücken. Es war wie das Gefühl, wenn man ein altes Buch aufschlägt und merkt, dass man die Seiten noch kennt, obwohl man nicht mehr weiß, wann man es zuletzt gelesen hat.

Sie schaute weg.

„Erinnerst du dich an den Tag, als du mir in der siebten Klasse mein Heft aus dem Rucksack gezogen hast?“, fragte sie. „Das mit den Aufsätzen?“

Paul schwieg kurz. „Ja.“

„Du hast es vor der halben Klasse vorgelesen.“

„Ich weiß.“

„Du hast mich damit fertiggemacht.“

„Ja.“ Keine Ausrede, keine Relativierung. Nur das Wort, kurz und flach wie ein Stein auf dem Wasser.

Lena rollte das Weinglas in ihren Handflächen. „Ich hab damals gedacht, du bist das grausamste Wesen, das mir je begegnet ist.“

„Du hast mir zwei Wochen später einen Tintenkiller in meine Schultasche geschmiert.“

„Das war Gegenwehr.“

„Das war Krieg.“

„Du hast ihn angefangen.“

Paul lehnte sich leicht zurück. „Ich weiß, warum ich das getan habe. Mit dem Heft.“ Er sagte es ohne dramatische Pause, ohne Einleitung. Einfach so, als hätte er den Satz schon lange bereitgehalten. „Du hast in diesem Aufsatz geschrieben, was du dir für dein Leben wünschst. Und ich hab es gelesen und gedacht – das ist genau das, was ich mir auch wünsche. Wort für Wort. Und das hat mich so erschreckt, dass ich das Dümme getan habe, was man tun kann.“

Lena saß sehr still.

„Du warst zwölf“, sagte sie schließlich.

„Ja.“

„Das ist eine ziemlich ausgereifte Analyse für einen Zwölfjährigen.“

„Ich hab zwanzig Jahre gebraucht, um sie zu formulieren.“

Die Flasche war leer. Lena bemerkte es jetzt, hielt sie trotzdem noch in der Hand. Über ihnen war der Himmel wolkenlos und hart, die Sterne sahen aus wie Nadeln in dunklem Stoff, und irgendwo weiter hinten im Dorf erlosch ein Licht nach dem anderen. Die Gaststube war inzwischen still geworden.

„Was stand in dem Aufsatz?“, fragte Paul leise.

Lena sah ihn an. „Du hast ihn vorgelesen.“

„Ich hab ihn nicht verstanden. Damals.“

Sie dachte nach. Nicht ob sie es ihm sagen wollte – das wusste sie noch nicht. Sondern ob sie sich noch erinnerte. Und ja, sie erinnerte sich. Mit der genauen Schärfe, die manche Dinge aus der Kindheit haben, schärfer als alles, was danach kommt, weil man sie sich so oft vorgestellt hat, bevor man die Worte dafür hatte.

„Ich hab geschrieben, dass ich jemanden haben will, der bleibt. Nicht weil er muss, sondern weil er will.“ Sie zog die Knie an. „Und dass ich selbst jemand sein will, der es wert ist, dass man bleibt.“ Sie pausierte. „Für eine Zwölfjährige ist das erschreckend pathetisch.“

„Nein“, sagte Paul. „Es ist erschreckend genau.“

Lena legte den Kopf ein kleines Stück nach hinten und schaute in den Himmel. Sie fühlte die Kälte jetzt wirklich, in den Fingern, an den Ohren, und sie ließ sie zu, so wie Paul die Kälte zuließ, und irgendwie war das das Ruhigste, was sie seit Wochen gespürt hatte. Nicht glücklich. Nicht geheilt. Aber ruhig.

„Du solltest schlafen“, sagte sie nach einer Weile.

„Du auch.“

„Ich weiß.“ Aber sie stand noch nicht auf. Und er auch nicht.

Sie saßen noch eine gute halbe Stunde so – keine großen Worte mehr, keine weiteren Geständnisse, keine Erklärungen. Nur das gelegentliche Rascheln von Pauls Pullover, wenn er sich bewegte, das leise Klicken der leeren Flasche, die Lena schließlich neben die Bank stellte, das ferne Bellen des Hundes, der irgendwann aufgehört hatte und jetzt wieder anfang. Irgendwann schob Paul seinen Fuß ein paar Zentimeter zur Seite, bis er ihren berührte, und ließ ihn da. Lena rückte nicht weg.

Es war keine Geste mit Bedeutung. Oder vielleicht war es das, und keiner von beiden wollte es benennen, weil es zerbrechlicher war als alles, was sie bisher gemeinsam überlebt hatten – die Sticheleien, die Missverständnisse, den langen, zähen Krieg ihrer Kindheit und Jugend. Das hier war etwas anderes. Kleiner und gleichzeitig schwerer. Wie ein erster Riss in einer Wand, durch den kein Licht fällt, aber Luft.

Als Lena schließlich aufstand, zog sie die Jacke zurecht und hob die leere Flasche auf. Paul sah

zu ihr hoch, und sie sah auf ihn runter, und keiner von beiden sagte etwas Schlaues oder Abschließendes, weil es nichts gab, das man hätte sagen müssen.

„Gute Nacht, Paul“, sagte sie.

„Gute Nacht, Lena.“

Sie ging zurück über den Platz, die Flasche in der Hand, die Schritte leise auf dem alten Kopfsteinpflaster. Sie drehte sich nicht um. Aber sie wusste, dass er noch saß, noch schaute, und dass er noch eine Weile so sitzen würde, bevor er sich schließlich erhob und seinen Weg zurück in sein Zimmer fand, zu den Hirschgeweihen an der Wand und der Stille, die nach dem Ende von etwas immer besonders leer klingt.

In ihrem Zimmer legte sie die Flasche auf den Schreibtisch, zog sich die Schuhe aus und setzte sich aufs Bett. Die Blumentapete war genauso verblichen wie vorher. Aber irgendwas hatte sich verschoben – nicht an der Tapete, nicht am Zimmer, nicht an dem Dorf draußen vor dem Fenster, das schon immer zu klein gewesen war für alles, was zwischen ihr und Paul passiert war.

An ihr selbst. Nur ein kleines bisschen. Kaum merklich.

Aber da.

## Kapitel 7

# Das falsche Versprechen

---

„Kannst du dir das wirklich vorstellen?“ fragte Lena, und die Frage hing zwischen ihnen in der stillen Küche ihres Elternhauses, schwer wie der Geruch von kaltem Kaffee und altem Holz. Sie hielt ihre Tasse mit beiden Händen, als bräuchte sie etwas zum Festhalten. Paul saß ihr gegenüber am Tisch, an dem sie als Kinder nie gemeinsam gesessen hatten, jedenfalls nicht freiwillig, und er sah sie an, als überlege er, ob die Frage eine Falle war.

„Was genau?“ sagte er schließlich.

„Das. Das hier.“ Sie machte eine unbestimmte Geste, die irgendwie alles und nichts umfasste – den Tisch, die Küche, die Nacht davor, die leeren Weinflaschen, die schon im Müll lagen. „Dass wir... Freunde sind. Sein könnten. Ob du dir das vorstellen kannst.“

Paul schwieg einen Moment zu lang. Dann zog er die Mundwinkel hoch, nicht zu einem richtigen Lächeln, eher zu dem Ausdruck, den Lena von früher kannte und immer als Herablassung gedeutet hatte. Jetzt, heute Morgen, mit den Ringen unter seinen Augen und dem Hemd vom Vortag, sah es anders aus. Verletzlicher, irgendwie. „Nein“, sagte er. „Ehrlich gesagt nicht.“ Er trank einen Schluck Kaffee. „Aber ich halte es auch nicht für völlig ausgeschlossen.“

Das war der Anfang des Experiments. Sie nannten es nicht so, nicht laut, aber beide wussten, was es war – ein Versuch, vorsichtig, tastend, mit der stillen Übereinkunft, dass sie bei der kleinsten Katastrophe so tun würden, als wäre nichts gewesen. Sie tauschten Nummern aus, was seltsam genug war, weil sie die Nummer des jeweils anderen schon längst irgendwo hatten, in alten Telefonlisten der Eltern, in Gruppenchats für Klassentreffen, zu denen keiner von beiden je erschienen war. Aber jetzt gaben sie sie sich bewusst, und das war etwas anderes.

Die erste Nachricht schickte Paul drei Tage später. Kein Hallo, keine Einleitung, nur: Hast du gewusst, dass der Bäcker Harms seinen Laden schließt? Lena starrte auf das Display und wartete auf das vertraute Gefühl der Gereiztheit, das Pauls Nachrichten früher immer ausgelöst hatten, wenn sie gezwungen gewesen war, sie zu lesen – bei Schulprojekten, bei organisatorischen Dingen rund um ihre Familien. Es kam nicht. Stattdessen schrieb sie zurück: Seit wann interessiert dich das? Und er: Ich hab dort seit zwanzig Jahren mein Brötchen gekauft. Und dann, nach einer Pause: Buchstäblich.

Sie lachte. Allein in ihrer Wohnung in der Stadt, zwischen Umzugskartons, die sie immer noch nicht vollständig ausgepackt hatte, obwohl sie schon seit acht Monaten hier wohnte, lachte sie über eine Nachricht von Paul Brenner, und das Seltsame daran war, dass es sich nicht seltsam anfühlte. Es fühlte sich leicht an. Erschreckend leicht.

In den Wochen darauf entwickelte sich etwas, das Lena nur als zaghafte Gewohnheit beschreiben konnte. Paul schrieb, wenn er etwas las, das ihn an ihre Gespräche erinnerte – an die Nacht auf dem Dorfplatz, an die Themen, die sie angeschnitten hatten, als wären sie alte Wunden, die man

nach Jahren des Zuwachsens vorsichtig wieder öffnet. Er schickte ihr einen Artikel über die Psychologie von Kindheitsrivalitäten. Sie schickte ihm ein Foto des Hauses, an dem sie vorbeigekommen war – das alte Grundstück der Familie Wenzel, das nun abgerissen werden sollte. Er antwortete: Dort habe ich mir mit neun Jahren das Handgelenk verstaucht. Sie: Ich weiß. Ich war dabei. Er: Du hast gelacht. Sie: Natürlich habe ich gelacht. Du bist über deine eigenen Füße gestolpert.

Und dann, zum ersten Mal seit Jahren, schrieb Paul ihr: Stimmt. War auch ziemlich bescheuert.

Lena legte das Telefon hin und saß eine Weile einfach da. Es gab Menschen, die man jahrelang kennt, ohne sie wirklich zu kennen, und dann gibt es den Moment, in dem man merkt, dass man sie doch kennt – tiefer, als man gedacht hatte, auf eine Art, die nichts mit Sympathie zu tun haben muss. Paul Brenner war ihr vertraut wie eine Narbe, die man so oft ertastet hat, dass man ihre genaue Form auswendig kennt. Und jetzt, langsam, begann sie zu verstehen, dass Vertrautheit nicht dasselbe war wie Feindschaft.

Sie trafen sich ein erstes Mal bewusst, ohne den Vorwand einer Familienangelegenheit oder eines Zufalls. Paul war für ein verlängertes Wochenende in der Stadt, beruflich, sagte er, aber er hatte zwei Stunden frei. Sie gingen in ein Café, das Lena gut kannte und das sie trotzdem nie mit jemandem aus ihrer Kindheit betreten hätte, weil es zu ihrer jetzigen Welt gehörte, zu der Person, die sie geworden war. Aber Paul setzte sich an den kleinen Tisch am Fenster, bestellte einen Espresso und sah sich mit dieser ruhigen, leicht distanzierenden Aufmerksamkeit um, die Lena früher als Arroganz gedeutet hatte und die ihr jetzt wie Beobachtungsgabe vorkam. „Schönes Viertel“, sagte er. Sie war überrascht, dass er das sagte, und noch überraschter, dass sie ihm glaubte.

Sie sprachen zwei Stunden lang. Über seine Arbeit als Architekt, über ihre Stelle in der Redaktion, über den Tod seines Vaters und über ihre Mutter, die seit dem Tod von Lenas Vater zunehmend vergesslich wurde und die Lena deswegen immer öfter besuchte, auch wenn jeder Besuch sie mehr erschöpfte als der vorherige. Paul hörte zu, ohne Ratschläge zu geben, was Lena an Männern generell schätzte und bei Paul nie erwartet hätte. Als sie aufbrachen, standen sie kurz auf dem Gehsteig, und Lena dachte, dass sie sich umarmen würden, weil man das eben tat, wenn man sich verabschiedete. Stattdessen nickte Paul ihr kurz zu, hob die Hand, und ging. Sie sah ihm nach und dachte: Das war gut. Und dann: Vorsicht.

Die Freundschaft wuchs. Das war das Wort, das Lena sich selbst gegenüber verwendete, bewusst nüchtern, bewusst präzise: sie wuchs, wie Pflanzen wachsen, ohne dass man es sieht, aber wenn man eines Morgens hinschaut, sind sie größer als gestern. Paul und Lena telefonierten jetzt manchmal abends, nicht lange, meistens über praktische Dinge, die sich dann doch in längere Gespräche verwandelten. Er erzählte ihr von einem Bauprojekt, das ihn frustrierte, von einem Auftraggeber, der keine Ahnung hatte, was er wollte, aber sehr genaue Vorstellungen davon, was er nicht wollte. Sie erzählte ihm von einem Artikel, den sie schrieb und der ihr nicht gelang, weil sie nicht wusste, was sie eigentlich sagen wollte. „Manchmal weiß man erst, was man sagen will, wenn man aufgehört hat, es sagen zu wollen“, sagte Paul. Lena schwieg eine Sekunde. „Das ist entweder sehr klug oder vollständiger Unsinn.“ „Beides ist möglich“, sagte er, und sie hörte, dass er lächelte.

Es war ein Dienstagabend im Oktober, als Lena merkte, dass etwas nicht stimmte. Sie hatte den

ganzen Tag auf eine Nachricht von Paul gewartet, die nicht kam, und als sie das bemerkte – das Warten, das unbewusste Überprüfen des Telefons – saß sie in ihrer Küche und starrte auf die Wand, als hätte jemand ihr den Boden unter den Füßen weggezogen. Nicht dramatisch, nicht mit einem lauten Knall. Nur so: der Boden war weg.

Sie rief ihre Freundin Maja an, die sie seit dem Studium kannte und die die Gabe hatte, Dinge klar zu sagen, ohne dabei grausam zu sein. „Ich glaube, ich mache gerade etwas Dummes“, sagte Lena, ohne Einleitung. Maja war das gewohnt. „Was für eine Art von Dumm?“ fragte sie. „Die Art, bei der man wartet“, sagte Lena. Eine Pause. „Auf wen?“ „Das ist das Problem.“ Stille. Dann: „Lena.“ Ihr Name, so ausgesprochen, war eine vollständige Antwort.

Lena schlief schlecht in dieser Nacht und am nächsten Morgen schrieb sie Paul eine Nachricht, die völlig harmlos war – etwas über einen Film, den sie gesehen hatte, eine Empfehlung – und wartete, bis er antwortete, und als er antwortete, war das Gefühl, das sich in ihr ausbreitete, warm und präzise und absolut falsch. Falsch nicht im moralischen Sinn, sondern im Sinn von: das führt irgendwohin, wo ich nicht hinwill. Das führt irgendwohin, wo es wehtun kann.

Sie kannte sich. Das war das Problem. Sie kannte sich gut genug, um zu wissen, was als nächstes käme, wenn sie nicht aufpasste, und sie kannte Paul gut genug – inzwischen, nach diesen Wochen und Monaten – um zu wissen, dass er nicht der Typ war, der auffing, was fiel. Nicht weil er kalt war, sondern weil er selbst noch mitten im Aufräumen war, mitten in den Trümmern seiner geplatzten Verlobung, mitten in diesem langen, stillen Prozess des Neusortierens. Sie wollte kein weiterer Scherbenhaufen in seinem Leben sein. Und sie wollte nicht, dass er einer in ihrem wurde.

Also tat sie das, was sie immer getan hatte, wenn das Leben zu nah kam: Sie schuf Distanz, und zwar schnell.

Tobias Recht kam zur richtigen Zeit, was bedeutete, dass er zur falschen Zeit kam, aber Lena war nicht in der Stimmung für diese Unterscheidung. Er war Journalist wie sie, hatte ein ruhiges, angenehmes Gesicht und die Art von Begeisterungsfähigkeit, die Lena normalerweise leicht auf die Nerven ging, die ihr jetzt aber wie Sauerstoff vorkam – unkompliziert, frisch, ohne Geschichte. Er hatte keine Narben, die ihren eigenen ähnelten. Er kannte ihre Familie nicht. Er hatte ihr nie ihr Heft vorgelesen. Er war einfach ein Mann, der sie an einem Donnerstagabend bei einer Redaktionsfeier anlächelte und fragte, ob er ihr ein Glas Wein holen dürfe.

„Ja“, sagte Lena. „Gerne.“

Sie fing an, Tobias zu treffen, zunächst einmal in der Woche, dann öfter. Er war unkompliziert in der Art, wie manche Menschen unkompliziert sind, ohne dass das eine Beleidigung wäre – er hatte keine tiefen Abgründe, aber er hatte auch keine Fallstricke. Mit ihm konnte Lena Abende verbringen, ohne das Gefühl zu haben, dass gleich etwas passieren würde. Das war angenehm. Das war auch, wenn sie ehrlich war, ein bisschen langweilig, aber sie war nicht sicher, ob das ein Problem war oder eine Lösung.

Paul gegenüber erwähnte sie Tobias zunächst nicht. Dann erwähnte sie ihn beiläufig, in einer Nachricht, als wäre er eine Randnotiz: Ich war gestern beim Konzert, mit jemandem aus der Redaktion. Pauls Antwort kam schnell: Wie war es? Nicht: Mit wem? Nur: Wie war es? Lena tippte und löschte dreimal, bevor sie schrieb: Gut. Wir gehen nächste Woche wieder. Und Paul schrieb:

Schön. Ein Wort. Lena starrte auf das Wort und versuchte, darin etwas zu lesen, und hörte dann auf, weil sie wusste, dass sie genau das nicht tun durfte.

Paul seinerseits verschwand in seine Arbeit. Das war nicht neu – er hatte immer in seiner Arbeit verschwinden können, das wusste Lena aus den wenigen Erzählungen, die sie über ihn gehört hatte, von seiner Mutter, von gemeinsamen Bekannten, von seiner Ex-Verlobten Miriam, die einmal bei einem Familientreffen leise zu Lenas Mutter gesagt hatte, Paul sei schwer zu erreichen, auch wenn er direkt neben einem saß. Jetzt, in diesen Wochen, meldete er sich seltener. Die Abstände zwischen den Nachrichten wurden länger. Wenn sie telefonierten, war er da, aber irgendwie weiter weg, als ob er schon wieder angefangen hatte, Wände zu bauen, leise, methodisch, wie jemand, der das sehr gut kann.

Lena sagte sich, das sei gut so. Das sei genau das Richtige. Sie hatten beide einen Schritt zurückgemacht, gleichzeitig, instinktiv, wie zwei Menschen, die im Begriff sind, gegen einen Abgrund zu laufen, und im letzten Moment bremsen. Das war Vernunft. Das war Selbstschutz. Das war das Klügste, was sie beide tun konnten.

An einem Freitagabend im November rief Paul an, ohne Vorwarnung, ohne Nachricht davor. Lena war gerade bei Tobias, in seiner Wohnung, und sah das Display aufleuchten. Sie ließ es klingeln. Einmal. Zweimal. Beim dritten Mal nahm sie ab, stand auf und ging in den Flur, was sie sich selbst nicht erklären konnte, weil Tobias wusste, dass sie Freunde hatte, weil es keinen Grund gab, das Gespräch zu verstecken.

„Störe ich?“ fragte Paul.

„Nein“, sagte Lena, zu schnell.

Eine kurze Pause. „Ich wollte nur... ich habe heute das Projekt bekommen. Das große. Den Auftrag, den ich seit zwei Jahren versuche zu kriegen.“ Seine Stimme klang anders als sonst – offener, leichter, als hätte er einen Panzer abgelegt, den er selbst vergessen hatte zu tragen. „Ich wollte es jemandem sagen.“

Lena lehnte sich gegen die kühle Wand des Flurs. In der anderen Wohnung hörte sie Tobias Musik aufdrehen. „Paul“, sagte sie, und sie wusste nicht genau, was danach kommen sollte, also sagte sie: „Das ist wunderbar. Das verdienst du.“

Wieder eine Pause. Dann: „Danke.“ Und etwas in seinem Ton sagte ihr, dass er meinte: Danke, dass du abgenommen hast.

Sie redeten zwanzig Minuten lang. Über das Projekt, über die Architektur, über die Idee dahinter, und Paul erklärte ihr etwas über Tragwerke und Spannungsverteilung, was sie normalerweise nicht interessiert hätte, aber aus seinem Mund klang es wie eine Metapher für etwas anderes, und sie hörte zu, bis Tobias in den Flur kam und sie fragend ansah. Sie hob die Hand, einen Moment noch, und wandte sich ab.

Als sie aufgelegt hatte, kam Tobias näher und fragte, wer das gewesen sei. „Ein alter Bekannter“, sagte Lena. Es war nicht gelogen. Es war auch nicht die Wahrheit. Tobias nickte und zog sie zurück ins Wohnzimmer, und Lena ließ es geschehen, aber ein Teil von ihr blieb im Flur stehen, noch einen Moment, mit dem Telefon in der Hand und Pauls Stimme noch im Ohr.

Das falsche Versprechen, das sie sich gegeben hatten – wir können Freunde sein, das geht, das ist möglich – hielt. Es hielt auf eine Weise, die keiner von beiden erwartet hatte. Aber es hielt auch auf eine Weise, die zunehmend unbequem war, wie ein Schuh, der passt, aber drückt, wenn man zu weit läuft. Lena sagte sich, das sei der Preis. Freundschaft mit jemandem, den man lange nicht mochte, hatte ihren Preis, und der Preis war diese gelegentliche Enge, dieses Gefühl, dass irgendetwas nicht ganz stimmte, ohne dass man den Finger darauf legen konnte.

Sie legte den Finger nicht darauf. Sie ließ Tobias ihr die Hand halten, sie ließ Paul in sein Projekt verschwinden, und sie sagte sich, dass das eine Leben war – nicht das beste, vielleicht, aber ein vernünftiges, ein sicheres, eines, bei dem man morgens aufwachte und wusste, wie der Tag verlaufen würde. Was man an dem anderen verlor, wenn man das wählte, daran dachte sie nicht. Oder sie dachte daran genau einmal, spät nachts, und dann schaltete sie das Licht aus.

## Kapitel 8

# Was zwischen den Zeilen steht

---

Paul schrieb das Wort dreimal, strich es dreimal durch, und warf schließlich den Stift auf den Schreibtisch, dass er gegen die Kaffeetasse prallte und auf dem Boden rollte. Nicht das Wort war das Problem. Das Problem war, dass er überhaupt schrieb.

Es war ein Samstagmorgen, und eigentlich hatte er eine Reportage über die Stadtentwicklung im Ruhrgebiet fertigzustellen – Interviews, Statistiken, Bürgerproteste, alles lag säuberlich geordnet in einem Ordner neben seinem Laptop. Aber seine Finger hatten sich verselbständigt, und was auf dem Bildschirm stand, hatte mit Stadtentwicklung nichts zu tun. Er las die ersten drei Sätze, schluckte, und las sie noch einmal. Dann lehnte er sich zurück und betrachtete die Decke seiner kleinen Küche, als könnte sie ihm erklären, was gerade passierte.

Er hatte solche Texte früher manchmal geschrieben – Beobachtungen, persönliche Miniaturen, kurze Prosastücke, die er nie veröffentlichte und in einem Ordner verschwinden ließ, den er „Ausschuss“ nannte. Sein Chefredakteur Brenner hatte ihn einmal dabei erwischt und gesagt: „Schade, dass du das nicht druckst. Da ist mehr drin als in deinen besten Recherchen.“ Paul hatte abgewinkt. Aber jetzt, an diesem Samstagmorgen, schrieb er weiter.

Er schrieb über eine Frau, ohne ihren Namen zu nennen. Er schrieb, wie er sie das erste Mal gesehen hatte – nicht als das, was er damals gedacht hatte zu sehen, sondern als das, was er heute verstand: ein Kind, das lernte, sich zu wappnen. Er schrieb über ihren Blick, der immer einen halben Moment zu lange auf Dingen ruhte, die andere übersahen – ein Riss im Pflaster, ein vergessenes Fahrrad, ein alter Mann, der allein auf einer Bank saß. Er schrieb, dass sie lachte, als wäre Lachen eine Entscheidung, die man bewusst trifft, und nicht ein Reflex. Und er schrieb, ohne es so zu nennen, dass er nie aufgehört hatte, sie zu bemerken – durch all die Jahre, all die Missverständnisse, all die aufgebauten Mauern hindurch.

Als er fertig war, saß er eine Weile still. Dann schickte er den Text an Brenner mit dem Betreff: Wenn du willst. Wenn nicht, auch gut. Er schob den Laptop zu Seite, holte den Stift vom Boden, und begann widerwillig, die Ruhrgebiet-Reportage weiterzuschreiben.

Brenner antwortete vier Stunden später: Drucken wir. Wochenendmagazin, übernächste Ausgabe. Mehr davon.

Paul starrte auf die Nachricht und dachte zum ersten Mal seit Stunden nicht an Stadtentwicklung.

Lena fand den Artikel an einem Dienstagabend, zwischen einer halbgeessenen Portion Nudeln und dem zweiten Glas Rotwein, den sie sich eigentlich nicht eingekauft hatte einkaufen wollen. Tobias war bei ihr gewesen, aber früh gegangen – er hatte morgen früh eine Präsentation, und er war jemand, der Dinge ernst nahm, die er ernst nehmen sollte, und das fand sie gut an ihm, wirklich. Sie mochte ihn. Er war unkompliziert und verlässlich und roch nach Holzseife, und wenn er lachte, lachte er mit dem ganzen Gesicht. Es gab keinen vernünftigen Grund, irgendetwas an ihm

auszusetzen.

Sie scrollte also durch ihr Handy, wie man das tut, wenn man eigentlich nicht scrollen, sondern schlafen sollte, und irgendwo in dem Gewirr aus Nachrichtenartikeln und Katzenvideos und Werbung für Dinge, die sie nie kaufen würde, blieb ihr Daumen stehen. Es war ein geteilt von einer Bekannten, die Journalistin war und solche Dinge teilte – ein kurzer Text, keine Reportage, kein Interview, nur eine Beobachtung. Der Verfasser war Paul Richter.

Sie hätte weiterscrollen können. Sie tat es nicht.

Sie las den ersten Satz. Dann den zweiten. Beim dritten Satz stellte sie das Weinglas ab, weil ihre Hand anfang, es zu fest zu halten. Er schrieb über eine Frau, die er in seiner Kindheit gekannt hatte. Er nannte sie nicht. Aber er beschrieb, wie sie stand – immer leicht schräg, als würde sie sich auf etwas vorbereiten, das gleich von der Seite kommen könnte. Er beschrieb ihren Humor, der funktionierte wie ein Seismograph: am deutlichsten, wenn etwas unter der Oberfläche bebte. Er beschrieb, wie sie Dinge sammelte – nicht materiell, sondern im Kopf, kleine Beobachtungen, die sie nie vergaß und selten aussprach, als wären sie zu kostbar oder zu privat für die gewöhnliche Sprache.

Lena hörte auf zu atmen.

Er schrieb: „Ich habe sie jahrelang für eine Gegnerin gehalten. Vielleicht, weil es einfacher ist, jemanden zu bekämpfen, als zuzugeben, dass man ihn nicht versteht – und dass man ihn nicht versteht, weil man Angst hat, es zu tun. Sie hat mich auf eine Weise herausgefordert, für die ich damals keine Sprache hatte. Ich habe diese Sprache lange gesucht. Ich suche sie noch.“

Sie las den Satz zweimal. Dreimal. Dann legte sie das Handy auf den Tisch, face down, als könnte der Text sie nicht mehr lesen, wenn sie ihn nicht sah. Die Nudeln waren kalt geworden. Der Rotwein stand unberührt. Draußen fuhr ein Auto vorbei, und sein Licht wischte kurz durch den Vorhang, hell und fort, und Lena saß in ihrer Küche und versuchte, ruhig zu atmen.

Sie kannte diesen Blick, den er beschrieben hatte. Den schrägen Stand – den hatte ihre Mutter ihr einmal als Kind abgewöhnen wollen, weil er unelegant aussah. Die Art, wie sie Dinge sammelte – das wusste niemand so zu benennen, nicht einmal sie selbst hatte dafür je ein Wort gehabt. Die Beschreibung des Humors als Seismograph traf sie so genau, dass sie kurz die Augen schloss, weil es sich anfühlte wie ein Finger, der auf einen Punkt drückt, der eigentlich nicht berührt werden sollte.

Er hatte sie nicht beschrieben, wie man jemanden beschreibt, den man beobachtet hat. Er hatte sie beschrieben, wie man jemanden beschreibt, den man kennt – von innen, von unten, durch Schichten hindurch. Und er hatte es in einer Zeitung veröffentlicht, für alle, die es lesen wollten. Nur ohne ihren Namen. Als wäre es ein Brief, den er in eine Flasche gesteckt und ins Meer geworfen hatte, in der Hoffnung, dass genau die richtige Person ihn finden würde.

Lena nahm das Handy wieder, las den Text noch einmal von Anfang bis Ende, ganz langsam, und danach saß sie lange still.

Sie schrieb ihm nicht. Sie rief ihn nicht an. Sie tat nichts von dem, was in ihr drängte und drückte wie Wasser gegen eine Schleuse. Stattdessen spülte sie die Nudeln weg, trank den Wein doch noch

aus, und ging schlafen – oder versuchte es zumindest.

Paul wusste, dass sie es gelesen hatte, weil sie drei Tage lang schwieg.

Nicht auf eine seltsame Weise. Nicht auf eine Art, die er hätte erklären können, wenn ihn jemand gefragt hätte. Sie schrieben sich weiterhin – über Kleinigkeiten, einen Podcast, den er ihr empfohlen hatte, ein Buch, das sie gerade las, eine absurde Begegnung in ihrer Mittagspause. Aber etwas in dem Rhythmus ihrer Nachrichten hatte sich verändert, so wie sich das Gewicht eines Gesprächs verändert, wenn jemand etwas weiß, das er nicht sagt. Die Sätze waren gleich lang. Die Themen waren dieselben. Aber da war eine neue Vorsicht, ein halber Schritt Abstand, als würde sie neben ihm gehen, ohne ihn zu berühren.

Er wartete. Er war gut darin geworden, zu warten.

Am vierten Tag schrieb sie: „Ich habe deinen Artikel gelesen. Den im Wochenendmagazin.“

Er starrte auf die Nachricht und bemerkte, dass sein Herz einen Takt ausließ. Er schrieb: „Und?“

Es dauerte fünf Minuten. Er zählte sie nicht, aber er bemerkte sie.

Sie schrieb: „Gut geschrieben.“

Er las das und musste trotz allem lachen – dieses kurze, scharfe Lachen, das entsteht, wenn etwas gleichzeitig komisch und schmerzhaft ist. Gut geschrieben. Natürlich. Als hätte er ihr eine Rezension über ein Restaurant geschickt. Er schrieb zurück: „Danke.“ Und dann, nach einer Pause: „Mehr nicht?“

Diesmal dauerte es länger. Sieben Minuten, vielleicht acht. Er legte das Handy weg und holte es wieder. Schließlich erschienen drei Punkte, die anzeigten, dass sie schrieb, dann verschwanden sie, dann erschienen sie wieder.

Sie schrieb: „Was willst du hören?“

Er dachte an alles, was er darauf hätte antworten können. Er dachte an die ehrliche Antwort, die zu groß war für eine Textnachricht und vielleicht für diesen Moment überhaupt. Er schrieb: „Nichts. Ich wollte nur wissen, ob du es gesehen hast.“

Sie schrieb: „Ich hab's gesehen.“

Und das war alles. Das war genug. Das war in gewisser Weise mehr als alles, was er sich erhofft hatte – nicht weil es eine Antwort war, sondern weil es keine Leugnung war. Sie hatte es gelesen. Sie hatte es erkannt. Und sie hatte es ihm gesagt, ohne zu sagen, was sie erkannt hatte. Es war eine Bestätigung in der Form einer Auslassung, ein Ja, das sich als Schweigen verkleidete.

Paul legte das Handy auf den Schreibtisch und sah lange aus dem Fenster. Unten auf der Straße spielten zwei Kinder mit einem Hund, der zu groß für sie war und sie durch die Gegend zog, und sie lachten dabei so, als wäre das Gezerrtwerden das Beste, was ihnen je passiert war.

Er dachte daran, wie er diesen Text geschrieben hatte. Wie die Worte gekommen waren, ohne dass er sie gerufen hatte. Wie er beim Lesen des Fertigen gedacht hatte: Das hätte ich nicht schreiben sollen. Und gleichzeitig: Das musste geschrieben werden. Dieser Widerspruch saß jetzt zwischen ihnen wie ein Objekt auf einem Tisch – sichtbar für beide, von keinem berührt.

Er hatte nicht gelogen, als er schrieb, dass er die Sprache noch suchte. Er suchte sie tatsächlich. Nicht die Sprache für das, was er fühlte – die hatte er, zumindest in Ansätzen, zumindest für sich allein, in den stillen Momenten, wenn er ehrlich genug war. Sondern die Sprache für das, was er tun sollte damit. Lena war mit Tobias zusammen. Lena war glücklich, soweit er das beurteilen konnte. Und er war jemand, der gelernt hatte, Grenzen zu respektieren, auch wenn sie ihn einschlossen statt schützten.

Was er nicht wusste – und was Lena ihm nicht sagte und was sie sich selbst kaum eingestehen wollte – war, dass sie den Artikel auf ihrem Handy gespeichert hatte. Nicht als Screenshot, nicht als Lesezeichen, sondern als Text, den sie in die Notizen kopiert hatte, mit dem Titel „P.R. – Wochenendmagazin“. Sie hatte ihn noch zweimal gelesen, einmal morgens vor der Arbeit und einmal abends, als Tobias neben ihr geschlafen hatte, und das Licht ihres Handys ihr Gesicht beleuchtet hatte, das er nicht sehen konnte.

Sie hatte sich dabei ertappt, Sätze auswendig zu lernen, ohne es zu wollen. Sie hat mich auf eine Weise herausgefordert, für die ich damals keine Sprache hatte. Dieser Satz ging ihr nach wie ein Lied, dessen Melodie man nicht loswird. Nicht weil er ihr schmeichelte – obwohl er das auch tat, auf eine Art, die sie nicht zugeben wollte – sondern weil er stimmte. Weil er beschrieb, was zwischen ihnen immer gewesen war: ein Ringen, das kein Ringen war, eine Feindschaft, die sich nie ganz wie Feindschaft angefühlt hatte, eine Spannung, die zu viel Energie verbrauchte für etwas, das man als bloße Abneigung hätte abtun können.

Tobias fragte sie einmal, an einem Abend, als sie ungewöhnlich still war: „Alles gut?“ Und sie hatte gesagt: „Ja, nur müde.“ Was stimmte, technisch gesehen. Sie war müde. Nur nicht von der Arbeit.

Sie hatte Paul nie gefragt, wen der Artikel beschrieb. Sie hatte nicht gefragt, weil sie es wusste – mit der Gewissheit, die keine Beweise braucht, weil sie aus einem anderen Ort kommt als dem Verstand. Und er hatte es ihr nicht gesagt, weil er wusste, dass sie es wusste. Das Unausgesprochene zwischen ihnen hatte eine neue Schicht bekommen, weich und schwer wie frisch gefallener Schnee, der die Konturen der Dinge verändert, ohne sie zu verbergen.

Eines Abends, etwa zwei Wochen nach dem Artikel, rief Paul sie an – nicht aus einem bestimmten Grund, oder zumindest keinem, den er hätte benennen wollen. Er sagte, er habe gerade eine alte Platte gefunden, die sein Vater ihm mal gegeben hatte, und er wisse nicht mehr, ob er sie schon mal durchgehört habe. Lena fragte, welche Platte. Er sagte einen Namen, den sie nicht kannte. Sie sagte, sie kenne ihn nicht. Er sagte, er könne ihr eine der Stücke vorspielen, wenn sie wolle.

Also hielt er das Telefon an den Plattenspieler, und Lena saß in ihrer Küche und hörte zu, und zwischen ihnen lagen dreihundert Kilometer und ein Geheimnis, das keiner von beiden laut aussprechen wollte, und die Musik klang nach etwas, für das Lena kein Wort hatte – warm und unfertig und irgendwie dringend, wie etwas, das darauf wartet, zu Ende gebracht zu werden.

Als das Stück aufhörte, sagte keiner von beiden etwas. Dann sagte Paul: „Gut, oder?“ Und Lena sagte: „Ja.“ Und dann sprachen sie noch eine halbe Stunde über andere Dinge, und als sie auflegten, lag Lena lange wach und hörte auf das Schweigen in ihrer Wohnung, das sich anders anfühlte als sonst – voller, schwerer, als würde es etwas enthalten, das noch keinen Namen hatte, aber auf einen wartete.

## Kapitel 9

# Der Aufprall

---

„Du hättest mich nicht anrufen müssen.“ Lenas Stimme klang rauer als gewöhnlich, gedämpft vom Schmerzmittel und von der Erschöpfung, die sich wie ein schweres Tuch über alles legte. Sie hielt das Telefon mit der linken Hand, weil die rechte in einer Schiene steckte – gebrochenes Handgelenk, zwei gebrochene Rippen, eine Gehirnerschütterung, die die Ärzte noch beobachten wollten.

„Ich weiß“, sagte Paul. Mehr nicht.

Sie hatte es von ihrer Schwester erfahren, später, dass er bereits eine Stunde nach dem Unfall angerufen hatte – noch bevor Lena selbst wieder ansprechbar gewesen war. Die Notaufnahme hatte ihm keine Auskunft gegeben. Er hatte trotzdem gewartet, hatte immer wieder angerufen, bis ihre Schwester Miriam schließlich abgenommen und ihm gesagt hatte, was Sache war. Lena stellte sich das vor und wollte es gleichzeitig nicht zu genau vor sich sehen.

Der Unfall war dumm gewesen, auf eine Art, die sie noch Wochen später beschämte. Eine eisglatte Straße, ein Kreisverkehr, ein Lieferwagen, der aus einer Seitenstraße kam und zu spät bremste. Ihr Auto hatte sich um die eigene Achse gedreht, war gegen die Leitplanke geschlagen, und dann war es still geworden. Sie erinnerte sich an das Geräusch des zersplitternden Glases, das sich anhörte wie etwas, das man nicht mehr zurücknehmen konnte. Sie erinnerte sich an den Geruch nach verbranntem Gummi und an die seltsame Ruhe danach, die keine Ruhe gewesen war, sondern Schock.

Paul kam am nächsten Tag. Er klopfte an die Tür ihres Zimmers, und als sie hereinkam – nein, als er hereinkam, sie lag ja, sie konnte nirgends hineinkommen – sah sie, dass er nicht geschlafen hatte. Das erkannte sie sofort, auch durch den Nebel des Schmerzmittels hindurch. Er hatte diese bestimmte Art, die Augen leicht zusammenzukneifen, wenn er müde war, als müsse er die Welt ein bisschen kleiner machen, damit sie erträglich blieb.

„Du siehst schrecklich aus“, sagte sie.

„Danke.“ Er zog sich einen Stuhl heran, setzte sich, legte seine Jacke über die Stuhllehne. Alles mit dieser kontrollierten Ruhe, die sie an ihm kannte und die sie früher zur Weißglut getrieben hatte, weil sie nie gewusst hatte, was dahintersteckte. „Du siehst auch nicht besonders gut aus, falls das hilft.“

„Schmeichelei war noch nie deine Stärke.“

„Nein.“ Er betrachtete sie. Nicht flüchtig, nicht höflich abschweifend wie die meisten Besucher, die nicht wussten, wohin mit ihrem Blick, wenn jemand so dalag. Er sah sie wirklich an – den Verband an der Schläfe, die Schiene am Handgelenk, die Art, wie sie beim Atmen die Schultern anspannte, weil die gebrochenen Rippen jeden tiefen Atemzug zu einem kleinen Kampf machten. „Wie sind die Schmerzen?“

„Verwaltbar.“ Eine Lüge, aber eine, die sie sich leisten konnte.

Er nickte, als glaube er ihr nicht, und sagte trotzdem nichts dagegen. Das war neu. Früher hätte er das aufgespießt, hätte nachgebohrt oder ihr widersprochen, nur weil er es konnte. Jetzt saß er da und ließ ihr die Lüge, und Lena merkte, dass ihr das mehr bedeutete als jede Widerlegung.

Er blieb drei Stunden. Sie sprachen nicht die ganze Zeit – manchmal saß er einfach da, während sie döste, und wenn sie die Augen aufschlug, war er noch da. Er las in einem dieser Taschenbücher, die er immer in irgendeiner Jackentasche hatte, und einmal, als eine Krankenschwester hereinkam und etwas an dem Schlauch an ihrem Arm justierte, hob er kurz den Blick und sah Lena an, nur kurz, als wolle er sich vergewissern. Sie wusste nicht, wovon er sich vergewissern wollte. Dass sie noch da war, vielleicht.

Als er ging, sagte er: „Ich komme morgen wieder.“

Keine Frage. Eine Feststellung.

Lena öffnete den Mund, um zu sagen, dass das nicht nötig sei, dass er sich keine Umstände machen müsse, dass sie gut versorgt sei und Miriam sowieso jeden Tag vorbeikam. Stattdessen hörte sie sich sagen: „Gut.“

Er kam jeden Tag. Manchmal mittags, manchmal abends, einmal sogar kurz vor der Besuchszeit, sodass die Schwester an der Rezeption ihm streng hinterhersah. Er brachte Dinge mit: einmal ein Buch, das er für sie ausgesucht hatte und über das sie sich stritt – sie fand den Schreibstil geschwollen, er fand ihre Einwände kleinlich – und einmal brachte er einen Kaffee aus dem Café schräg gegenüber, weil der Krankenhauskaffee, wie er sagte, ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit sei. Ein anderes Mal brachte er gar nichts mit, setzte sich, und sie sprachen über den Artikel. Endlich. Nach all den Wochen des Umgehens.

„Ich habe ihn dreimal gelesen“, sagte Lena. Sie lag mit leicht erhöhtem Oberkörper, das Licht draußen war schon grau, und irgendwo auf dem Gang lachte jemand kurz auf und wurde wieder still. „Den Artikel.“

Paul sah sie an. Er sagte nichts.

„Du hast mich sehr genau beschrieben.“ Sie hielt inne. Die Rippen. „Ich meine – du hast sie sehr genau beschrieben. Die Frau in dem Artikel.“

„Ja.“

„Warum?“

Er lehnte sich in dem unbequemen Krankenhausstuhl zurück, und für einen Moment sah er aus wie jemand, der eine Antwort bereits kennt und überlegt, ob er sie sagen will. „Weil es stimmte“, sagte er schließlich. „Alles davon. Und ich wollte, dass es irgendwo steht.“

Lena ließ das sacken. Draußen fuhr ein Wagen vorbei, dessen Scheinwerfer kurz durch die Jalousien stachen und wieder verschwanden. „Du hättest es mir auch einfach sagen können.“

„Hätte ich“, sagte er. „Aber du hörst mir nicht zu, wenn ich rede. Du hast nie zugehört. Du hörst, was du erwartest zu hören, und dann bauen wir beide unsere kleinen Festungen und schießen aufeinander.“ Er sagte das ohne Vorwurf, fast sachlich, und das machte es schwerer zu erwidern.

„Auf dem Papier konntest du nicht weghören.“

Lena dachte an die Nacht, in der sie den Artikel gelesen hatte. An das Telefon, das sie danach in die Hand genommen hatte, und das Lied, das sie ihm geschickt hatte, ohne zu erklären warum. An seine Stimme am Telefon, die nichts erklärt hatte und trotzdem alles gesagt hatte. „Nein“, sagte sie leise. „Auf dem Papier nicht.“

Die Tage dehnten sich. Die Gehirnerschütterung machte Lena schlafbedürftiger als ihr lieb war, und die Rippen machten das Lachen zu einer Bestrafung, was dazu führte, dass sie und Paul in diesen Wochen mehr lachten als in den zwanzig Jahren davor zusammen, weil es das Absurdeste war, das man sich vorstellen konnte: mit gebrochenen Rippen lachen und gleichzeitig nicht lachen können, und Paul, der das natürlich wusste und trotzdem – oder gerade deshalb – immer den richtigen Moment fand, um etwas zu sagen, das sie unweigerlich zum Lachen brachte. Jedes Mal sah er dann schuldbewusst aus und war es offensichtlich nicht.

„Du machst das mit Absicht“, sagte sie einmal, mit einer Hand an der Seite.

„Ich habe keine Ahnung, wovon du redest.“

„Paul.“

„Lena.“

Sie sah ihn an, und er sah sie an, und dann lachten sie beide wieder, und es tat weh, und es war trotzdem das Beste, was sie seit Wochen gefühlt hatte.

An einem Abend – es war die dritte Woche, die Ärzte sprachen davon, sie vielleicht in einigen Tagen zu entlassen – blieb er bis kurz vor neun. Die Besuchszeiten endeten offiziell um acht, aber die Schwester, die an diesem Abend Dienst hatte, war eine ältere Frau mit einem Gesicht, das Dinge gesehen hatte und sich um Kleinigkeiten nicht mehr scherte. Sie sah Paul beim Vorbeigehen an und sagte nichts.

Das Zimmer war klein und roch nach Desinfektionsmittel und dem Lavendel-Handcreme, die Miriam mitgebracht hatte. Paul saß auf dem Stuhl neben dem Bett, und Lena hatte sich auf die Seite gedreht, so gut es ging, und sah ihn an. Es war das ruhigste Gespräch, das sie je geführt hatten – kein Gespräch eigentlich, eher ein Nebeneinandersein, das sich angefühlt hatte wie etwas, das schon immer da gewesen war und das sie nur nie hatten zulassen wollen.

„Warum kommst du jeden Abend?“ fragte sie.

Die Frage hing im Raum. Paul sah auf seine Hände, dann zu ihr. Er antwortete nicht sofort, und sie wartete, weil sie gelernt hatte – oder vielleicht gerade dabei war zu lernen –, dass seine Pausen keine Ausweichmanöver waren, sondern das Gegenteil: Momente, in denen er wirklich überlegte, was wahr war.

Er stand auf. Langsam. Er trat an ihr Bett, und Lena sah, wie er die Hand hob, zögerte, und dann legte er sie auf ihre – auf die linke, die unverletzt war, die nicht in einer Schiene steckte. Seine Hand war warm und schwer und vollkommen ruhig, und er sagte nichts.

Lena spürte, wie sich etwas in ihrer Brust zusammenzog, das nichts mit den gebrochenen Rippen zu tun hatte. Sie sah auf ihre ineinandergelegten Hände und dann zu ihm, und er sah sie an, und in

seinem Blick war alles, was er nicht sagte und was er nie gesagt hatte und was sie, so wurde ihr in diesem Moment klar, schon lange gewusst hatte.

„Paul“, sagte sie leise.

„Ich weiß“, sagte er.

„Das ist keine Antwort.“

„Doch“, sagte er. „Das ist die einzige Antwort, die ich habe.“

Sie ließ das zu. Sie ließ seine Hand zu. Sie ließ den Moment zu, ohne ihn wegzuschieben oder zu zerdenken oder in die Ironie zu flüchten, die sie beide so gut beherrschten und die so lange ihr gemeinsames Schutzschild gewesen war. Sie lag da, und er stand da, und die Stille zwischen ihnen war nicht leer, sondern voll – voll von allem, was sie beide wussten und was sie beide jahrelang nicht hatten wahrhaben wollen.

Später, als er gegangen war, starrte sie an die Decke und dachte an den ersten Tag, an dem sie ihn gehasst hatte. Sie war acht gewesen, er neun, und er hatte ihr auf dem Schulhof gesagt, ihr Aufsatz sei „ganz okay, für jemanden, der nicht richtig schreiben kann“, und sie hatte ihn so gehasst, dass es sich fast körperlich angefühlt hatte. Dieser Junge mit den zu großen Ohren und dem selbstsicheren Grinsen, der immer eine Meinung hatte und nie eine Entschuldigung.

Wie viele Jahre waren das gewesen? Wie viele Umwege, Missverständnisse, Türen, die sie ihm vor der Nase zugeworfen hatte, und Türen, die er ihr zugeworfen hatte? Wie viele Male hatten sie sich getroffen und getrennt, hatten aneinandergerieben wie zwei Steine, bis der Funke da gewesen war, und hatten trotzdem jedes Mal die Augen zugekniffen und so getan, als hätten sie nichts gesehen?

Sie dachte an den Artikel. An die Zeile, die sie am längsten beschäftigt hatte: Sie ist die Art von Mensch, die man ein Leben lang kennen kann und dennoch nie ganz begreift – und genau das, dachte ich manchmal, ist das Schönste an ihr.

Sie hatte das dreimal gelesen. Dreimal war sie an dieser Zeile stehengeblieben, hatte das Heft auf die Knie gelegt und aus dem Fenster gesehen, weil sie nicht gewusst hatte, was sie mit dem Gefühl anfangen sollte, das diese Worte in ihr auslösten. Etwas zwischen Wärme und Panik. Etwas, das sich anfühlte wie ein Fenster, das sich öffnete, und man wusste nicht, was dahinter war, aber man wusste, dass die Luft darin anders schmeckte als die Luft, an die man gewöhnt war.

Am nächsten Morgen rief er an, bevor er kam. Das hatte er noch nie getan.

„Ich wollte fragen, ob du etwas brauchst. Bevor ich losgehe.“

Lena hielt das Telefon und sah aus dem Fenster. Der Himmel war weiß, gleichmäßig, ohne Textur.

„Einen besseren Kaffee“, sagte sie. „Und vielleicht—“ Sie brach ab.

„Vielleicht was?“

Sie schloss die Augen. „Komm einfach.“

Eine kurze Pause. Dann: „Ich bin in zwanzig Minuten da.“

Als er hereinkam, stand der Kaffee in seiner Hand, und er sah sie an, und sie sah ihn an, und keiner von ihnen sagte etwas über den Abend davor. Es war nicht nötig. Es war alles noch da, genau so,

wie sie es zurückgelassen hatten – in der Luft zwischen ihnen, in der Art, wie er den Stuhl heranrückte und sich setzte, in der Art, wie sie die linke Hand ein kleines Stück zur Bettkante bewegte, ohne es zu bemerken oder doch mit Absicht, das wusste sie selbst nicht genau.

Er sah es. Er legte seine Hand auf ihre.

Diesmal war es keine Antwort auf eine Frage. Diesmal war es einfach so.

Und diesmal lief keiner von beiden weg.

## Kapitel 10

# Geständnisse in der Abenddämmerung

---

Paul stellte den Plastikbecher mit dem abgestandenen Krankenhausgespräch auf dem Fensterbrett ab und drehte sich zu ihr um. Lena hatte aufgehört, die Decke zu glätten – dieses nervöse Zupfen, das er in den letzten Tagen als ihr Ablenkungsritual erkannt hatte –, und sah ihn an. Nicht flüchtig, nicht mit dem schrägen, leicht spöttischen Blick, den sie über Jahrzehnte perfektioniert hatte. Sie sah ihn einfach an, still und offen, und das war so ungewohnt, dass er für einen Moment nicht wusste, wohin mit seinen Händen.

„Du hast damals nicht zurückgerufen“, sagte sie. Kein Vorwurf in ihrer Stimme, keine Anklage. Nur eine Feststellung, die seit Jahren irgendwo in ihr gelegen hatte wie ein Splitter, zu tief für die Pinzette, nicht tief genug, um vergessen zu werden. „Ich meine nach Martinas Hochzeit. Ich habe dir eine Nachricht geschickt.“

Paul zog den Stuhl heran, setzte sich, ohne zu antworten. Draußen versank der Januartag in einem schmutzigen Orangerot, das sich durch die Jalousien tastete und schmale Streifen auf den Linoleumboden warf. Er kannte die Nachricht. Er kannte jedes Wort davon. Er hatte sie so oft gelesen, dass er sie hätte auswendig zitieren können, und er hatte nicht geantwortet, weil er nicht gewusst hatte, wie man auf etwas antwortet, das einem den Boden unter den Füßen wegzieht.

„Ich weiß“, sagte er.

„Das ist keine Erklärung.“

„Nein.“ Er rieb sich mit dem Daumen über die Handfläche, eine alte Geste, die Lena kannte, weil sie sie seit der Grundschule kannte. Paul, der sich die Hand rieb, wenn er nicht lügen wollte, aber auch nicht die Wahrheit sagen konnte. „Ich hatte Angst“, sagte er schließlich, und das klang so fremd aus seinem Mund, dass er es fast selbst nicht glaubte. „Ich wusste nicht, was du meinst, und ich hatte Angst, falsch zu liegen. Und noch mehr Angst, richtig zu liegen.“

Lena schwieg. Irgendwo auf dem Flur ratterte ein Wagen vorbei, Metall auf Metall, dann Stille. Sie dachte an jenen Abend zurück, an Martinas Hochzeit, an das Lampenlicht über der Tanzfläche, an die Art, wie Paul sie angesehen hatte, als sie nicht hinschaute – oder dachte, nicht hinzuschauen. Sie hatte drei Gläser Wein getrunken und dann diese Nachricht geschrieben, kurz und trotzdem zu viel, und danach drei Wochen auf ihr Telefon gestarrt wie auf ein Urteil, das noch nicht gefällt worden war.

„Ich dachte, du findest mich lächerlich“, sagte sie. Die Worte kamen langsam, als müsste jedes einzelne erst durch eine Schleuse. „Ich dachte, du liest das, lachst, und beim nächsten Mal, wenn wir uns sehen, machst du einen Witz darüber. So wie damals, als ich dir erzählt habe, dass ich Schauspielerin werden will.“

Paul schloss kurz die Augen. Dieser Moment. Er war siebzehn gewesen, sie auch, und er hatte gelacht – nicht aus Grausamkeit, sondern aus Überraschung, aus Verlegenheit, weil er nicht

gewusst hatte, dass sie ihm etwas Echtes erzählte, etwas, das ihr wichtig war. Er hatte gedacht, es sei einer ihrer Stiche, eine Provokation, und er hatte zurückgestochen, und erst Wochen später hatte er begriffen, was er angerichtet hatte. Aber da war es zu spät gewesen. Lena hatte sich eine Mauer gebaut, glatt und hoch, und er hatte keine Ahnung gehabt, wie man daran klopft, ohne sich die Knöchel aufzureißen.

„Das war falsch von mir“, sagte er. „Damals. Ich hätte das nicht so sagen dürfen.“ Er machte eine Pause. „Ich war jung und dumm, und ich wusste nicht, wie ich mit dir reden soll, ohne gleichzeitig das Gefühl zu haben, dass ich verliere.“

„Was verlierst?“

Er sah sie an. „Keine Ahnung. Den Abstand. Die Kontrolle.“ Er lachte kurz, trocken, ohne Humor. „Dich, vielleicht. Wenn ich ehrlich wäre und du dann weggehst.“

Lena ließ das sacken. Es war nicht das, was sie erwartet hatte, und genau deshalb traf es sie. Sie hatte sich auf einen Kampf eingestellt, auf das alte Muster, Stich und Gegenstich, Ironie gegen Ironie, und stattdessen saß er da und sagte die Wahrheit, so direkt und ungeschützt, dass sie nicht wusste, wo sie hinschauen sollte. Sie schaute auf ihre Hände. Die Schiene am linken Arm juckte.

„Ich bin nicht weggegangen“, sagte sie leise.

„Nein.“ Eine lange Pause. „Aber du hättest es gekonnt.“

Es war das erste Mal, dass sie beide nicht auswichen. Kein Witz, kein Themenwechsel, kein plötzliches Interesse an irgendetwas außerhalb des Fensters. Die Dämmerung kroch ins Zimmer, das Orange wurde grau, und niemand machte Licht. Als hätte das Dunkel ihnen geholfen, ehrlich zu sein – als wäre Ehrlichkeit etwas, das man im Halbdunkeln besser aushält als im grellen Neonlicht eines Krankenhausnachmittags.

„Ich hab dich gehasst“, sagte Lena, und dann korrigierte sie sich sofort: „Nein. Das stimmt nicht. Ich hab mir gewünscht, ich könnte dich hassen. Es wäre so viel einfacher gewesen.“

„Wann?“

„Nach der Sache mit Stefan.“ Sie nannte den Namen ohne Zittern, was sie selbst überraschte. Stefan, den sie mit Anfang dreißig geliebt hatte, oder geglaubt hatte zu lieben, und der sie verlassen hatte, und Paul hatte damals – was hatte Paul damals getan? Er hatte ihr nicht kondoliert, nicht angerufen, nicht das Falsche gesagt. Er war einfach aufgetaucht, an einem Dienstagabend, mit einer Flasche billigem Rotwein und einem schlechten Film auf DVD, und hatte sich auf ihr Sofa gesetzt und nichts gefragt. Und sie hatte das gehasst. Hatte es gehasst, weil sie gewusst hatte, dass er wusste, was sie brauchte, und weil das bedeutete, dass er sie kannte, besser als Stefan sie je gekannt hatte, und das war zu viel gewesen.

„Du warst damals einfach da“, sagte sie. „Und ich konnte dir das nicht verzeihen.“

Paul runzelte die Stirn. „Du konntest mir nicht verzeihen, dass ich da war?“

„Dass du gewusst hast, wie du da sein musst. Ohne Worte. Ohne diese furchtbaren Sätze, die alle anderen gesagt haben.“ Sie machte eine Stimme: „Es wird wieder gut, du bist so toll, er weiß nicht, was er verloren hat.“ Sie ließ die Stimme fallen. „Du hast einfach den schlechten Film

eingeschmissen und nichts gesagt. Und ich hab gedacht – ich hab gedacht, wenn dieser Mensch mich so gut kennt, warum hat er mich dann all die Jahre so behandelt?"

Jetzt war es Paul, der schwieg. Er hörte, was sie sagte, und er hörte auch, was sie nicht sagte, und das war das Schwierigere. Die Jahre, in denen er einen Stich hatte landen lassen, wenn es eine Zärtlichkeit hätte sein können. Die Male, wo er weggegangen war, bevor sie gehen konnte. Die Art, wie er ihren Erfolg kommentiert hatte, als sie die Stelle in Frankfurt bekommen hatte – dieser eine Satz, beiläufig, fast gleichgültig: Na, Frankfurt. Weit weg. Als wäre das das Einzige, was er dazu zu sagen hatte. Als wäre die Entfernung das Einzige, was ihn daran interessierte.

„Ich hab dich behandelt wie eine Gegnerin“, sagte er schließlich. „Weil ich nicht wusste, wie ich dich anders behandeln soll.“

„Und wie hättest du mich behandeln wollen?“

Die Frage hing im Raum. Draußen wurde es dunkel, das letzte Orange verschwand hinter den Häusern, und auf dem Flur ging jemand mit schweren Schritten vorbei. Paul dachte an all die Antworten, die er geben könnte, an die eleganten, ausweichenden, an die witzigen, die das Gespräch in eine andere Richtung lenken würden. Er dachte an all die Male, wo er genau das getan hatte. Und dann ließ er es.

„Wie jemanden, den ich nicht verlieren will“, sagte er.

Lena atmete aus. Es war kein erleichtertes Ausatmen, kein romantisches Seufzen. Es war das Ausatmen von jemandem, der sehr lange etwas festgehalten hat und jetzt, endlich, die Muskeln entspannen darf. Ihre Augen wurden feucht, was sie ärgerte, und sie blinzelte es weg, was Paul sah und nicht kommentierte, was sie ihm dankte, ohne es zu sagen.

„Ich hab damals auf der Hochzeit gedacht“, sagte sie, „dass du mich siehst. Wirklich siehst. Nicht als Lena-die-immer-eine-Antwort-hat oder Lena-die-immer-gewinnen-muss. Sondern einfach mich.“ Sie pausierte. „Und das hat mir solche Angst gemacht, dass ich nach Hause gegangen bin und dir diese Nachricht geschrieben hab. Weil ich dachte, wenn ich es nicht sage, verschwindet es wieder, und dann hab ich es nie gesagt.“

„Und dann hab ich nicht geantwortet.“

„Und dann hast du nicht geantwortet.“

Sie sahen sich an, und es war kein schöner Moment. Es war der Moment, in dem zwei Menschen begreifen, wie viel Zeit sie vertan haben, und das ist nicht schön, das ist fast körperlich schmerzhaft, wie ein Muskel, der zu lange in der falschen Position war. Paul dachte an die Jahre dazwischen. An die Weihnachtsfeiern bei gemeinsamen Freunden, wo sie höflich miteinander gewesen waren, höflich und kühl, wie zwei Menschen, die eine alte Rechnung offen haben. An die Geburtstage, wo er ihr pflichtschuldig gratuliert hatte, per Nachricht, kurz und ohne Wärme. An all die Gelegenheiten, wo er gedacht hatte: Jetzt. Jetzt sage ich es. Und dann nichts gesagt hatte.

„Ich hab mich immer gefragt“, sagte Lena, „warum wir das nie hingekriegt haben. Andere Menschen – die lernen sich kennen, die mögen sich, und dann passiert das einfach. Bei uns war immer dieser...“ Sie suchte nach dem Wort. „Dieser Widerstand. Als hätten wir beide beschlossen, dass wir uns das nicht erlauben.“

„Vielleicht war es das“, sagte Paul. „Vielleicht war es eine Entscheidung, die wir beide getroffen haben, ohne es je auszusprechen.“

„Warum?“

Er dachte nach. Wirklich nach, nicht die schnelle Antwort, nicht die sichere. „Weil es bei allem anderen, was ich je wollte, irgendwann aufgehört hat zu wollen, wenn ich es hatte. Und du warst das Einzige, was ich nicht ausprobieren wollte, weil ich Angst hatte, dass es genauso passiert. Dass es aufhört.“

Lena öffnete den Mund, schloss ihn wieder. Dann sagte sie: „Das ist das Selbstgerechteste, was ich je gehört habe.“

Paul blinzelte.

„Du hast mir zwanzig Jahre genommen“, sagte sie, und ihre Stimme war ruhig, aber darunter war etwas, das keine Ruhe war, „weil du Angst hattest, dass du mich eines Tages vielleicht nicht mehr willst. Du hast mir die Entscheidung abgenommen.“

„Ich weiß.“ Er schluckte. „Ich weiß, Lena.“

„Ich bin wütend auf dich.“

„Ich weiß das auch.“

„Ich bin auch wütend auf mich.“ Sie lehnte den Kopf zurück gegen das Kissen, müde auf einmal, eine Müdigkeit, die nicht vom Unfall kam. „Ich hätte nicht aufhören dürfen. Mit dem Fragen. Mit dem Versuchen. Ich hab irgendwann entschieden, dass du nicht willst, und dann hab ich so getan, als würde ich das auch nicht wollen, und irgendwann hab ich mir selbst geglaubt.“

Paul stand auf, nicht weil er gehen wollte, sondern weil er nicht stillsitzen konnte. Er trat ans Fenster. Die Straße unten war nass und leer, Laternen spiegelten sich im Asphalt. Er dachte an den kleinen Jungen, der er gewesen war, als er Lena zum ersten Mal gesehen hatte – acht Jahre alt, erster Schultag in der neuen Schule, und sie hatte ihm gesagt, er sitze auf ihrem Platz, obwohl es keinen festen Platz gab. Er hatte ihr das gesagt, und sie hatte ihn angesehen mit diesem Blick, den er seitdem nie vergessen hatte: Du bist mir eine Erklärung schuldig, die ich noch nicht eingefordert habe. Er hatte nicht gewusst, was er damit anfangen sollte. Er wusste es jetzt auch noch nicht, aber er hatte aufgehört, es als Problem zu sehen.

„Ich will keine weiteren zwanzig Jahre verschwenden“, sagte er, ohne sich umzudrehen.

„Nein“, sagte Lena. „Ich auch nicht.“

Er drehte sich um. Sie sah ihn an, wieder dieser Blick, direkt und ungeschützt, und er kam zurück zum Stuhl, setzte sich, und diesmal, als er seine Hand auf ihre legte, war es kein Ausweichen, kein Zögern. Es war einfach da. Ihre Finger schlossen sich um seine, vorsichtig wegen der Schiene, und keiner sagte etwas.

Das Zimmer war fast dunkel. Niemand hatte das Licht eingeschaltet. Irgendwann würde eine Schwester hereinkommen und fragen, ob alles in Ordnung sei, und sie würden ja sagen, und das wäre keine Lüge. Es war in Ordnung. Es war nicht schön und nicht einfach und nicht das, was man sich unter einem romantischen Geständnis vorstellt – kein Regen, keine Musik, keine Umarmung

unter dem richtigen Licht. Es war ein Krankenzimmer im Januar, es roch nach Desinfektionsmittel und kaltem Kaffee, und sie hatten sich Dinge gesagt, die wehtaten, und sie hatten einander zugehört.

Das, dachte Lena, war vielleicht das Ehrlichste, was sie je getan hatte.

Und Paul dachte: Ich hätte das früher sagen sollen. Aber er wusste auch, dass er es nicht gekonnt hätte. Dass sie beide es nicht gekonnt hätten. Dass manche Dinge ihre Zeit brauchen, nicht weil die Zeit sie reift, sondern weil sie erst dann möglich werden, wenn man genug vom Leben gesehen hat, um zu begreifen, was man verliert, wenn man sie nicht sagt. Er drückte ihre Hand. Sie drückte zurück. Draußen fuhr ein Auto vorbei, Scheinwerfer streiften kurz die Decke, und dann war es wieder dunkel und still, und das war genug.

## Kapitel 11

# Der Anfang, der immer war

---

Eigentlich hatte sie sich immer vorgestellt, dass dieser Moment sich anders anfühlen würde. Größer irgendwie. Aufwühlend. Als Kind hatte Lena sich Hochzeiten so vorgestellt, wie sie in den Filmen vorkamen, die ihre Mutter an Sonntagabenden geschaut hatte: weiße Schleifen, Tränen auf gepuderten Wangen, ein Orchester, das anschwillt, wenn die Braut den Mittelgang betritt. Aber hier stand sie vor dem kleinen Spiegel im Badezimmer von Mia und Jonas, ihre beste Freundin seit der Schulzeit, und betrachtete ihr Gesicht, das vierundvierzig Jahre alt war und das zeigte. Die kleinen Fältchen um die Augen. Die Linie, die sich zwischen Nase und Mundwinkel eingegraben hatte. Und trotzdem – oder vielleicht genau deswegen – empfand sie nichts, was ihr Angst machte. Nur diese merkwürdige, fast schwebende Ruhe, die sie in den letzten Wochen begleitet hatte wie ein stiller Begleiter.

„Du guckst dich an, als würdest du jemanden suchen“, sagte Mia von der Türschwelle aus. Sie hatte ein Glas Sekt in der Hand und trug ein mattgoldenes Kleid, das ihr außerordentlich gut stand. Ihre Haare waren hochgesteckt, ein paar graue Strähnen darin, die sie seit Jahren mit einer Selbstverständlichkeit trug, die Lena immer bewundert hatte.

„Ich suche auch jemanden“, antwortete Lena. „Ich suche die Frau, die eigentlich erwartet hatte, heute nervöser zu sein.“

Mia lachte leise und trat ins Zimmer. Sie stellte das Glas auf die Ablage neben dem Waschbecken und legte Lena die Hände auf die Schultern, sodass sie beide im Spiegel zu sehen waren. Zwei Frauen, die sich seit dem Sandkasten kannten, die sich durch Abitur, Herzschmerz, Umzüge, Todesfälle und Neuanfänge begleitet hatten. „Vielleicht“, sagte Mia, „wärest du nervöser, wenn du ihn nicht schon dein ganzes Leben lang kennen würdest.“

Lena schwieg einen Moment. Dann nickte sie. Das stimmte. Das war vielleicht das Seltsamste und das Richtigste an diesem Tag: dass Paul Berger, der Mann, den sie heute heiraten würde, kein Fremder war, in den sie sich verliebt hatte, sondern jemand, der schon immer da gewesen war. Wie ein Möbelstück, das man jahrelang täglich gestreift hatte, ohne es zu sehen – und das man eines Tages wirklich betrachtet und begreift, dass man ohne es nicht mehr auskommt. Nur dass dieses Möbelstück sie genauso lange geärgert hatte, wie sie es kannte, und dass der Weg hierher kein gerader gewesen war, sondern einer, der sich gewunden hatte wie ein alter Bergpfad, mit Abgründen, die sie fast zerrissen hätten.

Das Standesamt war ein kleines Gebäude in der Innenstadt, kein Prunkbau, kein historisches Gemäuer, aber der Raum, in dem die Zeremonie stattfand, hatte hohe Fenster, durch die das Oktoberlicht in breiten, schrägen Streifen hereinfiel. Elf Menschen saßen auf den Stühlen, die man halbkreisförmig aufgestellt hatte. Mia. Jonas. Lenas jüngere Schwester Petra mit ihrem Mann. Pauls Bruder Thomas und dessen Tochter, die gerade siebzehn war und aussah, als wäre sie lieber woanders, was Lena insgeheim amüsierte. Eine gemeinsame Freundin aus ihrer Zeit in Köln. Und

Herrn Wiesner, Pauls alter Nachbar und einziger verbliebener Freund aus Schulzeiten, der es sich offenbar nicht hatte nehmen lassen, mit dem Zug aus Dortmund anzureisen, obwohl er kein Mann war, der gerne reiste.

Paul stand vorne und drehte sich um, als Lena den Raum betrat. Er trug einen dunkelgrauen Anzug, den sie noch nie an ihm gesehen hatte, und ein weißes Hemd ohne Krawatte. Er hatte sich rasiert, aber sein Haar war noch dasselbe: etwas zu lang, ein bisschen widerspenstig an den Schläfen. Sie sahen sich an, und Lena bemerkte, dass er schluckte. Nicht aus Rührung, dachte sie, sondern aus diesem alten Reflex, den sie an ihm kannte: Er schluckte immer, wenn er etwas fühlte und nicht wusste, wohin damit. Dieser Mann, der so lange so wenig gesagt hatte. Der so lange so viel gehalten hatte, bis es ihn fast zerrissen hätte.

Sie trat neben ihn. Er roch nach dem Aftershave, das er seit Jahren benutzte, und nach irgendetwas, das einfach nach ihm roch. Sie hatte keine Blumen in der Hand. Das war eine bewusste Entscheidung gewesen. Sie hatte sich geweigert, etwas festzuhalten, das sie nicht abgeben konnte.

Die Standesbeamtin war eine Frau Ende fünfzig mit einem freundlichen, effizienten Gesicht, die offenbar täglich Hochzeiten leitete und das mit einer stillen Professionalität tat, die Lena schätzte. Keine übertriebene Feierlichkeit. Keine aufgesetzte Emotion. Nur die Worte, die nötig waren, und Raum dazwischen.

Als Paul gefragt wurde, ob er Lena zur Frau nehmen wolle, sagte er: „Ja.“ Klar und ohne Pause. Und dann – das hatte sie nicht erwartet – drehte er sich zu ihr, bevor die Frage an sie gestellt worden war, und sah sie an. Nicht mit dem Gesicht, das er der Welt zeigte. Nicht das kontrollierte, leicht abweisende Gesicht, das sie jahrzehntelang gekannt hatte. Sondern mit einem Ausdruck, der offen war auf eine Art, die sie körperlich spürte, irgendwo zwischen der Kehle und der Brust.

„Ja“, sagte auch sie, als die Frage kam. Und meinte damit nicht nur diesen Moment, sondern alles, was davor gewesen war. Die Sticheleien auf dem Schulhof. Das Schweigen nach Martinas Hochzeit. Die Jahre, in denen sie nebeneinander existiert hatten, ohne es zuzulassen. Das Gespräch im Krankenzimmer, das alles aufgerissen hatte. Dieses Ja war kein Anfang. Es war eine Bestätigung von etwas, das längst begonnen hatte, nur ohne ihr Wissen.

Danach gingen sie zu Fuß zum Restaurant. Es war nicht weit, fünf Minuten durch die Altstadt, an einem kleinen Brunnen vorbei, an dem Kinder spielten. Thomas fiel zurück, um mit Herrn Wiesner zu reden, der langsamer ging. Petra schob sich neben Lena und drückte kurz ihre Hand, ohne etwas zu sagen – das war Petras Art, und Lena mochte sie dafür. Paul ging neben ihr, und irgendwann, ohne dass einer von beiden es bewusst entschieden hatte, nahm er ihre Hand. Einfach so. Als wäre es selbstverständlich. Als hätte er es immer getan.

Das Restaurant hatte Mia ausgesucht: ein kleines italienisches Lokal, das einer Familie gehörte und in dem die Tische eng beieinanderstanden und die Weinkarte handgeschrieben war. Der Besitzer, ein breiter Mann mit einem Schnauzbart, der dringend gepflegt werden musste, hatte persönlich einen Tisch für elf Personen vorbereitet und schaute kurz herein, um zu gratulieren, bevor er in der Küche verschwand. Das Essen war gut, der Wein noch besser, und das Gespräch war das, was Gespräche bei solchen Anlässen selten sind: wirklich.

Thomas hielt eine kurze Rede. Er war kein Redner von Natur aus, und das merkte man, aber genau das machte es richtig. Er erzählte von Paul als Kind, wie er immer derjenige gewesen war, der die anderen zusammengehalten hatte, der nie viel gesagt hatte, aber immer da war, wenn man ihn brauchte. „Er hat mir nie erzählt, dass er Lena mag“, sagte Thomas mit einem trockenen Lächeln. „Er hat mir über zwanzig Jahre lang erzählt, dass sie ihn wahnsinnig macht. Was, wie ich jetzt verstehe, dasselbe ist.“

Gelächter. Echtes Gelächter, das nicht aus Höflichkeit entstand. Lena lachte auch, und als sie Paul ansah, sah sie, dass er grinste – dieses schiefe Grinsen, das sie kannte und das sie, zugegeben erst sehr spät in ihrem Leben, zu mögen begonnen hatte.

Mia sprach auch. Kürzer, aber präziser. Sie sagte: „Ich habe Lena einmal gefragt, was sie an Paul nervt. Das war vor ungefähr zwanzig Jahren. Sie hat angefangen, aufzuzählen, und dann nach zehn Minuten aufgehört und gesagt: ‚Ich glaube, eigentlich ist es, dass er mich kennt.‘ Ich wusste damals schon, dass das die Antwort war.“ Sie hob ihr Glas. „Auf zwei Menschen, die endlich aufgehört haben, sich selbst im Weg zu stehen.“

Lena trank. Der Wein war kühl und trocken und gut. Sie merkte, dass ihre Hand auf dem Tisch lag und Pauls Hand daneben, und dass ihre kleinen Finger sich berührten, ohne dass einer von beiden eine große Geste daraus gemacht hatte. Dieses Bild blieb ihr: zwei Hände auf einem weißen Tischtuch in einem kleinen Restaurant in der Altstadt, keine Geste für die Galerie, kein Beweis für irgendjemanden. Nur Kontakt. Nur Anwesenheit.

Später, als das Essen vorbei war und die anderen beim Dessert saßen und redeten, stand Paul auf und trat ans Fenster. Lena sah es und folgte ihm nach einem Moment. Sie stellte sich neben ihn. Draußen war die Straße ruhig, ein Fahrradfahrer fuhr vorbei, in einem Fenster gegenüber brannte Licht.

„Bereust du irgendwas?“, fragte sie. Es war keine Frage aus Unsicherheit. Es war eine echte Frage, weil sie wissen wollte, wo er stand.

Er überlegte. Das mochte sie an ihm: dass er nicht sofort antwortete, wenn er es nicht musste. „Ja“, sagte er schließlich. „Ich bereue die Zeit. Die verschwendete Zeit.“ Er wandte sich ihr zu. „Aber ich bereue nicht, wie wir hier gelandet sind. Weil ich glaube, dass wir anders nicht hierher gekommen wären.“

Lena dachte darüber nach. Sie dachte an die zwölfjährige Lena, die Paul Berger gehasst hatte, weil er ihr Bild mit Buntstift angemalt hatte. An die siebzehnjährige Lena, die ihn nicht eingeladen hatte, als die halbe Klasse bei ihr war. An die dreißigjährige Lena, die in einer anderen Stadt gelebt und versucht hatte, ihn zu vergessen. An die vierzigjährige Lena, die im Krankenzimmer gesessen und zum ersten Mal in ihrem Leben nichts mehr hatte vortäuschen wollen. „Nein“, sagte sie. „Wir wären nicht anders hier gelandet.“

Einen Moment schwiegen sie. Dann sagte Paul: „Ich habe dir nie gesagt, dass ich mich damals geschämt habe. Wegen des Lachens. Wegen dem, was ich über das Schauspiellernen gesagt habe.“ Er sprach langsam, als würde er jeden Satz erst formen, bevor er ihn losließ. „Ich habe es nicht vergessen.“

„Ich weiß“, sagte Lena. „Ich auch nicht. Aber ich habe aufgehört, es gegen dich zu verwenden.“ Sie machte eine kurze Pause. „Das ist, glaube ich, was Vergeben bedeutet. Nicht dass es nicht mehr da ist. Sondern dass man aufhört, damit zu schlagen.“

Paul sah sie an, und wieder war da dieser offene Ausdruck, den sie noch nicht ganz kannte, der ihr aber vertraut war, weil er echt war. „Woher weißt du das alles?“, fragte er, und es klang nicht spöttisch, sondern ehrlich erstaunt.

„Ich war in Therapie“, sagte Lena trocken. „Dreimal. Unter anderem wegen dir.“

Er lachte. Nicht das schiefe Grinsen, sondern ein richtiges Lachen, kurz und überrascht. Und Lena lachte auch, und für einen Moment waren sie einfach zwei Menschen am Fenster eines kleinen Restaurants, die lachten über sich selbst, über ihre Geschichte, über die absurde Tatsache, dass sie vierundvierzig Jahre alt waren und gerade erst am Anfang standen.

Als sie später zurück an den Tisch gingen, schaute Mia kurz auf und lächelte, ohne etwas zu sagen. Jonas schenkte Wein nach. Thomas erzählte Herrn Wiesner irgendetwas, das den alten Mann zum Kopfschütteln brachte. Petras Mann hatte Pauls Nichte in ein Gespräch über Musik verwickelt, und die Siebzehnjährige sah nicht mehr aus, als wäre sie lieber woanders.

Lena setzte sich und betrachtete den Tisch. Elf Menschen, die sich in verschiedenen Graden kannten und mochten und tolerierten. Kein Fest für die Außenwirkung. Keine Choreografie. Nur der echte, etwas unordentliche Querschnitt eines Lebens, das sie sich aufgebaut hatte, und ein Mann neben ihr, der auch sein Leben aufgebaut hatte, und die Überschneidung dieser beiden Leben, die immer schon da gewesen war.

Paul füllte ihr Glas nach, ohne sie zu fragen. Sie hätte das früher als Anmaßung empfunden. Jetzt empfand sie es als das, was es war: als jemanden, der sie kannte. Der wusste, dass ihr Glas leer war, bevor sie es selbst bemerkt hatte. Das war keine Kleinigkeit, auch wenn es wie eine aussah.

Am Ende des Abends, als die anderen gegangen waren und sie beide noch am leeren Tisch saßen und der Besitzer die Stühle hochstellte und dabei diskret so tat, als wären sie nicht mehr da, sagte Paul: „Ich habe heute Morgen gedacht: wenn das schiefgeht, ist alles kaputt. Dreißig Jahre, die ganze Geschichte, alles.“

„Und jetzt?“, fragte Lena.

„Jetzt denke ich, dass es nicht schiefgehen kann“, sagte er. „Nicht weil ich naiv bin. Sondern weil wir uns schon alles angetan haben, was man sich antun kann. Und trotzdem hier sitzen.“ Er sah auf ihre Hand. „Es gibt nichts mehr, wovor ich Angst haben müsste.“

Lena dachte an das Krankenzimmer. An die Dämmerung, die durch die Jalousien gefallen war. An das Schweigen, das kein feindseliges Schweigen gewesen war, sondern ein erschöpftes, ehrliches, endlich. An seine Hand, die ihre gehalten hatte, nicht als Trost, sondern als Entscheidung.

„Ich schon“, sagte sie leise. „Ich habe Angst, die Zeit zu verlieren. Die, die noch kommt.“ Sie schaute ihn an. „Deshalb will ich sie nicht verschwenden.“

Er nickte. Kein großes Wort darauf. Kein Versprechen, das zu viel versprach. Nur dieses Nicken, das alles enthielt.

Sie verließen das Restaurant um kurz nach elf. Die Straße war still, ein paar Laternen brannten, irgendwo in der Nähe spielte jemand Gitarre, ein paar Töne, die man nicht ganz hören konnte. Paul legte den Arm um ihre Schultern, und Lena lehnte sich leicht an ihn, gerade so viel, dass es sich anfühlte wie Ankommen. Nicht wie Aufgeben. Nicht wie Verlieren von sich selbst. Sondern wie das Finden von etwas, das schon immer da gewesen war und das man endlich beim richtigen Namen nennen konnte.

Der Anfang war nicht heute gewesen. Der Anfang war immer gewesen. Heute war nur der Tag, an dem sie aufgehört hatten, so zu tun, als wäre es anders.

## Kapitel 12

# Was bleibt

---

Der Geruch von frisch gemahlenem Kaffee hatte sich in die Tapeten gefressen, in die Holzdielen, in die Vorhänge – er war das erste, was Lena jeden Morgen wahrnahm, noch bevor sie die Augen öffnete, und über die Jahre war er so sehr zum Geruch von Zuhause geworden, dass sie sich an Hotelzimmern immer ein bisschen verloren fühlte. Paul stand immer früher auf als sie. Das war eine Konstante, die kein Jahrzehnt verändert hatte. Sie hörte ihn unten hantieren, das dumpfe Klacken der Kaffeemühle, das leise Surren der Maschine, manchmal sein halblaut gesummes Vor-sich-hin-Singen, das er selbst nicht bemerkte und das er abstreiten würde bis zu seinem letzten Atemzug. Und jeden Morgen, wenn sie schließlich die Treppe hinunterkam, stand eine zweite Tasse bereit.

So begann das gemeinsame Leben. Nicht mit Fanfare, nicht mit dem Bewusstsein seiner eigenen Schwere, sondern mit kleinen Gesten, die sich zu Ritualen verdichteten, und mit Ritualen, die schließlich zur Substanz wurden. Das erste Jahr war noch das schwierigste – nicht weil sie sich nicht liebten, sondern weil zwei Menschen, die jahrzehntelang allein gelebt hatten, plötzlich lernen mussten, Raum zu teilen. Paul legte seine Jacken über die Stuhllehne. Lena ließ die Badezimmertür beim Duschen offen, was ihn wahnsinnig machte. Er las abends Zeitung, wenn sie reden wollte. Sie vergaß, einzukaufen, wenn sie in ein Projekt vertieft war. Es gab Abende, an denen sie sich ansahen und sich fragten, ob sie dasselbe Fehler nur in einem anderen Gewand wiederholten.

Aber dann kam Jonas.

Lena war siebenundvierzig, als sie schwanger wurde, und die ersten Wochen waren von einer Mischung aus Staunen und blanker Panik durchzogen, die sich kaum in Worte fassen ließ. Paul stand an jenem Abend in der Küche, als sie es ihm sagte, und er legte das Messer, das er in der Hand hielt, sehr langsam auf das Schneidebrett. Eine lange Pause. Dann drehte er sich um, und sein Gesicht trug diesen Ausdruck, den sie in ihrer Kindheit nie an ihm gesehen hatte und den sie erst im Laufe der Jahre gelernt hatte zu lesen: vollkommene Überwältigung. Er kam zu ihr herüber und legte die Hände an ihr Gesicht, und er sagte nichts. Er musste auch nichts sagen. Jonas wurde im März geboren, mit einem Schopf schwarzer Haare und Pauls Stirnrunzeln, das sich schon in der zweiten Lebensstunde einstellte, als wäre er mit der Welt bereits unzufrieden. Lena weinte, als sie ihn zum ersten Mal hielt – nicht aus Rührung, zumindest nicht nur, sondern aus einer Art erschöpfter Dankbarkeit, die sie nicht erwartet hatte.

Elternschaft veränderte sie beide auf Weisen, die sie nicht vorhergesehen hatten. Paul wurde weicher in Dingen, in denen er immer hart gewesen war, und unnachgiebiger in Dingen, die er vorher für unwichtig gehalten hatte. Lena entdeckte eine Geduld in sich, die ihr nie bewusst gewesen war, und gleichzeitig eine Erschöpfung, die ihr bisweilen das Gefühl gab, sich selbst zu verlieren. Es gab Nächte, in denen sie sich im Flüsterton stritten, um Jonas nicht zu wecken, und Nächte, in denen keiner von beiden mehr die Energie für Streit aufbrachte und sie einfach

schweigend nebeneinanderlagen, jeder in seiner eigenen Erschöpfung wie in einer Insel. Und es gab Nächte, in denen Jonas schlief und sie am Küchentisch saßen und Tee tranken und redeten – wirklich redeten, über Dinge, für die sie früher keine Sprache gehabt hatten. Die Kindheit. Die Fehler. Was sie sich voneinander gewünscht hätten, damals, als sie noch zu stolz gewesen waren, um es auszusprechen.

Drei Jahre nach Jonas kam Clara. Clara war von Anfang an anders – lauter, dringlicher, mit einer Energie, die den Raum füllte, bevor sie ihn überhaupt betreten hatte. Sie war es, die mit vier Jahren Pauls Brille in den Suppentopf warf, um zu sehen, ob Glas schmilzt, und die mit sieben Lena beibrachte, wie man Origami-Kraniche faltet, weil sie es selbst auf YouTube gelernt hatte. Paul liebte sie mit einer Intensität, die ihn manchmal erschreckte. Lena liebte sie mit einer Erschöpfung, die sich anfühlte wie Liebe in Reinform – ungefiltert, unkontrolliert, manchmal kaum zu ertragen.

Die Jahre mit kleinen Kindern waren laut und dicht und von einer Gleichzeitigkeit durchdrungen, die rückblickend kaum fassbar schien. Irgendwann dazwischen starb Pauls Vater. Es war ein Herbst, an den sich Lena weniger wegen des Wetters erinnerte als wegen des Geruchs im Krankenhausflur – Desinfektionsmittel und Plastik und darunter etwas Süßliches, das sie nicht benennen konnte. Paul saß am Bett und hielt die Hand seines Vaters, und Lena saß dahinter, eine Hand auf Pauls Schulter, und sie wusste, dass es nichts zu sagen gab. Das war das Schwerste – nicht der Tod selbst, sondern die Stille danach, in der Paul tagelang kaum sprach und sie lernte, dass Anwesenheit manchmal die einzige Form von Liebe ist, die zählt. Er kam irgendwann zurück. Nicht auf einmal, nicht dramatisch, sondern in kleinen Schritten: ein Abend, an dem er wieder Witze machte. Ein Morgen, an dem er wieder summt. Lena beobachtete es und sagte nichts, aber sie war dankbar.

Auch ihre eigene Mutter starb, einige Jahre später. Das war anders. Ihre Mutter und sie hatten eine komplizierte Geschichte gehabt – eine Geschichte aus unausgesprochenen Erwartungen und verpassten Momenten, aus Liebe, die sich nie ganz in die richtige Form hatte fügen wollen. Am Ende waren sie sich nähergekommen, langsam und mühsam, und Lena hielt ihre Hand, als sie ging, und spürte dabei etwas, das sie nicht als Frieden hätte bezeichnen können, aber vielleicht als Erschöpfung des Streits. Hinterher saß sie auf der Treppe vor dem Haus ihrer Mutter, und Paul setzte sich neben sie, ohne zu fragen, und gab ihr sein Taschentuch – das echte, gestärkte, das er immer dabei hatte und das sie früher einmal lächerlich gefunden hatte. Sie faltete es in der Hand und weinte, und er legte den Arm um sie und ließ sie.

Zwischen diesen Verlusten lagen Reisen. Eine Woche in Lissabon, wo sie sich am dritten Tag über eine Restaurantwahl so gründlich in die Haare gerieten, dass sie getrennt durch die Alfama liefen und sich abends am Hotelzimmer wieder begegneten, beide gleichzeitig anklopfend an derselben Tür, was so absurd war, dass sie beide lachen mussten, ob sie wollten oder nicht. Zwei Wochen in Japan, als Jonas vierzehn war und Clara elf, und beide Kinder so beeindruckt von Kyoto waren, dass sie tagelang kaum sprachen – ein Schweigen, das so anders war als ihr sonstiges Schweigen, dass Lena und Paul es wie ein Geschenk behandelten. Ein Sommer in einem Ferienhaus in der Bretagne, wo es die meiste Zeit regnete und sie Karten spielten und Bücher lasen und Paul eines Abends ein Fischgericht kochte, das besser war als alles, was sie je in einem Restaurant gegessen hatten, und er tat so, als wäre das selbstverständlich, obwohl er aussah wie ein Mensch, dem gerade die Hauptrolle in einem Film angeboten worden war.

Der Streit war nie verschwunden. Das war vielleicht das Ehrlichste, was sich über ihre Ehe sagen ließ: Sie stritten sich, durchgehend, über Jahrzehnte, mal laut und mal im Unterton, mal über Wichtiges und mal über Dinge, die so unwichtig waren, dass sie sich hinterher schämten. Paul war stur auf eine Weise, die Lena noch immer zur Weißglut bringen konnte – diese Überzeugung, im Recht zu sein, bevor er die Argumente überhaupt gehört hatte, dieses Zumauern hinter Schweigen, wenn er wusste, dass er verloren hatte. Und Lena konnte kalt werden in einer Art, die Paul manchmal sagte, sie treffe ihn wie eine Klinge – die Präzision, mit der sie in einem Streit das Wort fand, das am meisten schmerzte, die Fähigkeit, sich zurückzuziehen und ihn mit seiner eigenen Hilflosigkeit allein zu lassen.

Aber sie hatten gelernt. Das war das Entscheidende. Nicht, aufzuhören zu streiten, sondern zu verstehen, was unter dem Streit lag. Paul lernte, dass sein Schweigen für Lena wie Ablehnung wirkte – wie das alte Schweigen seiner Familie, in der Gefühle keinen Platz hatten. Lena lernte, dass ihre Kälte für Paul wie Bestätigung klang – wie die Stimme derer, die ihm sein ganzes Leben gesagt hatten, er sei nicht genug. Das Wissen darum machte den Schmerz nicht kleiner, aber es machte ihn verstehbar. Und Verständnis, das hatten sie beide gelernt, war manchmal die einzige Form von Gnade, die zwei Menschen füreinander aufbringen konnten.

Jonas zog mit zweiundzwanzig aus. Clara mit neunzehn, früher als erwartet, für ein Studium in Wien, und Lena stand an jenem Abend in Claras leerem Zimmer und legte die Hand auf das ungemachte Bett und dachte, dass Liebe vielleicht immer auch das ist: Loslassen. Paul fand sie dort. Er sagte nichts, er lehnte nur an der Türrahmung und sah sie an, und sie drehte sich um und sagte: „Ich weiß, ich bin albern.“ Und er sagte: „Du bist nicht albern.“ Und das war genug.

Mit Mitte sechzig begann Pauls Knie ihn zu quälen – ein altes Laufsport-Erbe, das sich jetzt in Rache übte. Er hörte auf zu joggen, widerwillig, mit einer Verbitterung, die sich auf alles legte wie Staub. Lena schlug Schwimmen vor, er sagte, Schwimmen sei etwas für Menschen ohne Rückgrat, und sie sagte, er solle sich nicht so anstellen, und er sagte, er stelle sich nicht an, und sie sagte, doch, das tue er, und am Ende schwamm er. Drei Mal die Woche, mit einer Verbissenheit, die aussah wie Wut, aber das war bei Paul oft dasselbe wie Hingabe. Sein Knie wurde nicht besser, aber er wurde ruhiger mit ihm. Das war vielleicht das Gleiche.

Dann, mit achtundsechzig, die Diagnose. Lena saß neben ihm in dem weißen Zimmer, und der Arzt sprach, und sie hörte die Wörter und spürte, wie sie sich in ihr Inneres brannten – Herzinsuffizienz, Medikamente, Einschränkungen, Kontrollen –, und gleichzeitig saß ein Teil von ihr vollkommen still und beobachtete Pauls Hände auf dem Schenkel, wie er die Finger leicht krümmte und wieder streckte, das kleine Zeichen, das sie nach dreiundzwanzig gemeinsamen Jahren als sein Zeichen für Angst kannte. Sie legte ihre Hand auf seine. Er drehte die Handfläche nach oben und schloss die Finger um ihre, ohne den Blick vom Arzt zu nehmen. Hinterher, auf dem Parkplatz, standen sie bei dem Auto und keiner öffnete die Tür, und schließlich sagte Paul: „Na ja.“ Und Lena sagte: „Na ja.“ Und dann sagte Paul: „Du brauchst jetzt nicht so zu tun, als wäre das nichts.“ Und sie sagte: „Tue ich nicht.“ Und er sagte: „Gut.“ Und sie stiegen ein und fuhren nach Hause, und auf der Fahrt hielt sie seine Hand auf dem Schalthebel, und er ließ es zu, was er sonst nur selten tat, weil er sagte, es lenke ihn ab.

Die Jahre nach der Diagnose waren anders. Nicht schlechter, nicht unbedingt – aber mit einem

anderen Gewicht. Sie lernten, langsamer zu werden. Paul lernte, Grenzen anzunehmen, was für ihn wie eine Fremdsprache war, die er mit grimmiger Entschlossenheit übte. Lena lernte, Angst zu tragen, ohne sie zu zeigen – nicht weil sie sie verstecken wollte, sondern weil sie merkte, dass Paul ruhiger war, wenn sie ruhig war, und dass Ruhe manchmal eine Form von Liebe ist. Jonas besuchte sie öfter, Clara rief häufiger an. Es gab Abende, an denen sie alle zusammen am Tisch saßen, Claras Mann dabei, Jonas' Freundin, später Claras Kinder – zwei Mädchen mit Pauls Stirnrunzeln –, und Lena saß manchmal einen Moment außerhalb von sich selbst und sah auf das Bild: diesen langen Tisch, diese Gesichter, dieses Gewirr aus Stimmen und Lachen und dem Klong eines umgestoßenen Glases, und sie dachte, dass dieses Bild die Summe aller Entscheidungen war, die sie je getroffen hatten. Jede Versöhnung. Jedes Bleiben. Jedes erneute Öffnen, wenn es einfacher gewesen wäre, sich zu verschließen.

Paul sagte ihr einmal, spät in einem dieser Abende, als die anderen gegangen waren und sie zusammen das Geschirr spülten – er wusch, sie trocknete, auch das eine Konstante –, dass er manchmal daran dachte, wie es gewesen wäre, wenn sie nie geheiratet hätten. Wenn einer von ihnen nachgegeben hätte, damals, dem Stolz, der Angst, dem alten Muster. Sie fragte ihn, was er dabei dachte. Er schwieg einen Moment, dann sagte er: „Dass ich froh bin, dass wir es nicht getan haben. Nachgegeben.“ Sie trocknete eine Schüssel ab und sagte nichts, aber sie lehnte sich kurz gegen seine Schulter, und er lehnte sich zurück, und eine Weile standen sie so, Schulter an Schulter über dem Spülbecken, das Wasser noch warm.

Liebe, das hatten sie beide gelernt, war kein Zustand. Es war keine Sache, die man hatte oder nicht hatte, keine Eigenschaft, die man besaß oder verlor. Es war eine Entscheidung, die man jeden Morgen neu traf – manchmal leicht, manchmal unter Aufbietung aller Kräfte, manchmal in dem Moment, in dem man eigentlich gehen wollte und sich dann doch umdrehte. Es war die zweite Tasse Kaffee. Es war das Taschentuch auf der Treppe. Es war die Hand auf dem Schalthebel. Es war das Zurücklehnen gegen eine Schulter, die man kannte wie die eigene, besser vielleicht, weil man sie von außen sehen konnte.

Und so vergingen die Jahre. Nicht gleichmäßig, nicht ohne Narben, nicht ohne Momente, in denen einer von ihnen zweifelte oder müde wurde oder das Gewicht der gemeinsamen Geschichte zu schwer fand. Aber sie vergingen zusammen. Das war das Entscheidende. Nicht, dass alles gut geworden war – das war es nicht, konnte es nicht sein, weil das Leben keine Geschichte ist, die sich auflöst, sondern eine, die sich schichtet. Aber sie hatten gelernt, die Schichten zu tragen. Und manchmal, wenn Lena morgens die Treppe hinunterkam und den Kaffee roch und Paul hörte, wie er in der Küche summte, dachte sie, dass das vielleicht alles war, was man brauchte: jemanden, dessen Anwesenheit nach Hause roch. Jemanden, für den man sich jeden Tag neu entschied. Jemanden, den man schon immer gekannt hatte und immer noch nicht ganz verstand und der das Einzige war, was sie sich für den Rest ihres Lebens wünschte.

## Kapitel 13

# Alte Wunden, neues Licht

---

Manche Orte hören nicht auf zu existieren, wenn man sie verlässt – sie leben weiter in der Schicht unter der Haut, in der Stelle zwischen Brustbein und Kehle, wo Erinnerungen wohnen, bevor sie zu Worten werden.

Lena saß auf dem Beifahrersitz und beobachtete, wie die Landschaft sich veränderte. Nicht dramatisch, nicht auf einmal, sondern so, wie es die Zeit mit allem macht: in kleinen, kaum merklichen Schritten, die man erst versteht, wenn man zurückblickt. Die Felder kannte sie noch, aber die Windräder am Horizont waren neu, und die Tankstelle, an der Pauls Vater früher immer hielt, um Zigaretten zu kaufen, war einer Schnellrestaurantkette gewichen, deren grelles Logo ihr einen Moment lang das Herz zusammenzog. Sie hätte nicht sagen können, warum. Sie hatte die Tankstelle nicht gemocht. Aber sie hatte existiert, und jetzt existierte sie nicht mehr, und das war genug, um zu trauern.

„Du machst dieses Gesicht“, sagte Paul, ohne den Blick von der Straße zu nehmen.

„Welches Gesicht?“

„Das Gesicht, das du machst, wenn du über etwas nachdenkst, das dir wehtut, und gleichzeitig so tust, als täte es das nicht.“ Er tippte kurz auf das Lenkrad. „Ich kenne es seit sechzig Jahren, Lena. Du kannst es mir gegenüber aufgeben.“

Sie schüttelte den Kopf, aber ein kleines Lächeln entwischte ihr trotzdem. Sechzig Jahre. Manchmal sagte er solche Dinge, und sie traf ihn wie ein Stein ins stille Wasser – diese Zahl, diese schlichte, ungeheure Zahl. Sechzig Jahre, in denen er ihr Gesicht gelesen hatte wie ein Buch, das er auswendig kannte und doch immer wieder aufschlug. Sechzig Jahre, in denen sie ihn gehasst, gemieden, missachtet, bewundert, gebraucht und geliebt hatte, manchmal alles davon an einem einzigen Nachmittag.

Das Dorf kam langsam in Sicht. Zuerst nur der Kirchturm, der sich unverändert über die Baumkronen schob, als hätte die Zeit vergessen, auch ihn anzufassen. Dann die ersten Häuser, die Kurve vor dem alten Friedhof, die Lena noch im Körper spürte, bevor sie sie sah – ein leichtes Ziehen im Magen, ein Reflex aus einer Zeit, als sie noch Kind gewesen war und auf dem Fahrrad um diese Kurve gefahren war, so schnell, dass die Welt zu einem einzigen Rauschen geworden war. Paul hatte damals behauptet, er könne es schneller. Er hatte natürlich versucht, es zu beweisen, und war in den Straßengraben geflogen. Sie hatte ihn ausgelacht. Dann hatte sie ihm aufgeholfen. Dann hatte sie ihn wieder ausgelacht.

„Langsamer“, sagte sie.

Paul verlangsamte ohne Frage, ohne Widerspruch. Auch das war sechzig Jahre: dass er wusste, wann er einfach langsamer fahren musste.

Sie parkten am Rand des kleinen Marktplatzes, der früher größer gewirkt hatte. Natürlich hatte er das. Alles wirkt größer, wenn man klein ist. Lena stieg aus und stand einen Moment einfach da, die Hände in die Jackentaschen gesteckt, und ließ den Blick wandern. Der Brunnen in der Mitte war noch da, aber das Wasser lief nicht mehr. Die Bank daneben hatte frische Farbe bekommen, ein unpersönliches Grün, das nichts mit dem verwitterten Dunkelbraun gemein hatte, auf dem sie als Mädchen gesessen und auf Paul gewartet hatte – nicht weil sie ihn hatte sehen wollen, sondern weil ihre Mütter befreundet gewesen waren und das bedeutete hatte, dass man wartete, bis der andere auftauchte, damit man gemeinsam nach Hause gehen konnte. Damals hatte sie das als Strafe empfunden. Heute erschien ihr dieser kleine Junge mit den aufgeschlagenen Knien und der ewigen Fleckigkeit an den Ärmeln wie eine Ankündigung – wie das erste Wort eines Satzes, dessen Bedeutung sie erst viel, viel später verstehen würde.

Paul trat neben sie und folgte ihrem Blick. „Kleiner“, sagte er.

„Was?“

„Der Platz. Kleiner als in meiner Erinnerung.“

„Größer“, sagte Lena.

Er sah sie an. „Du sagst Größer, und ich sage Kleiner, und wir streiten uns schon wieder über Dinge, die keine Rolle spielen.“

„Wir streiten uns nicht. Wir haben unterschiedliche Erinnerungen.“

„Was ist der Unterschied?“

Sie dachte einen Moment nach. „Der Unterschied ist, dass beim Streiten einer der anderen überzeugen will. Ich will dich nicht überzeugen. Du kannst gerne falsch liegen.“ Sie sagte es ohne Schärfe, und er lachte, dieses kurze, echte Lachen, das sie immer noch überraschte, weil es so selten war und deshalb so wertvoll.

Sie gingen die Hauptstraße hinunter, die früher die einzige Straße gewesen war, auf der etwas los gewesen war. Der Friseur war noch da, aber unter anderem Namen. Die Bäckerei, in der Lenas Mutter jeden Samstagmorgen Brötchen geholt hatte, war jetzt ein Handyladen. Lena blieb kurz davor stehen und versuchte, durch das glänzende Schaufenster hindurch die alten Regale zu sehen, die Körbe mit dem Brot, die Glasvitrine mit den Torten. Sie sah nur ihr eigenes Spiegelbild: eine Frau mit weißem Haar, die Falten um die Augen, die Hände, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte, diese langen, schmalen Finger, die nie ganz aufgehört hatten, nach etwas zu greifen.

Paul stand hinter ihr und sah ihr Spiegelbild an. Sie sah, wie er sie ansah, und für einen seltsamen Moment existierten sie doppelt: als sie selbst, fleischlich und müde von der Fahrt, und als Reflexion, entrückt und still wie ein Gemälde. „Du siehst aus wie deine Mutter“, sagte er leise.

„Ich weiß.“

„Das meine ich als Kompliment.“

„Ich weiß auch das.“ Sie wandte sich um. „Komm. Ich will die Wiese sehen.“

Die Dorfweiese lag am Ende der Kirchgasse, ein flaches, offenes Stück Land, das früher der Mittelpunkt aller kindlichen Unternehmungen gewesen war. Hier hatte man Fußball gespielt, hier

hatte man im Sommer gelegen und Wolken beobachtet, hier hatte man sich geprügelt und versöhnt und wieder geprügelt, hier hatte der Sandkasten gestanden, in dem Lena und Paul zum ersten Mal aufeinandergetroffen waren – oder genauer gesagt, in dem Paul ihr die Sandburg zerstört hatte, die sie eine Stunde lang gebaut hatte, und in dem sie ihm dafür mit der Schaufel auf die Hand geschlagen hatte, nicht fest genug, um wirklich wehzutun, aber fest genug, um eine Botschaft zu senden. Sie war vier Jahre alt gewesen. Er auch. Die Botschaft war angekommen.

Der Sandkasten war weg. Natürlich war er weg. An seiner Stelle stand eine jener modernen Spielanlagen aus buntem Metall, die alle gleich aussehen, egal in welchem Dorf, egal in welcher Stadt – als hätte jemand entschieden, dass Kindheit standardisiert werden müsste. Lena betrachtete die Rutsche, die Kletterstangen, das Schaukelpaar, und versuchte, Groll zu empfinden. Aber es kam keiner. Nur eine Art stille Melancholie, die nicht unbehaglich war, eher wie das Gewicht einer Decke an einem kühlen Abend.

„Hier“, sagte sie und blieb auf einem bestimmten Fleck stehen. Der Boden war gewöhnliches Gras, nichts Besonderes, keine Markierung, kein Zeichen. Aber Lena wusste, dass es hier gewesen war. Sie wusste es mit der Gewissheit des Körpers, die verlässlicher ist als die des Verstandes.

Paul trat neben sie. Er sagte nichts. Er wusste auch, dass es hier gewesen war.

Eine Weile standen sie einfach da. Das Gras bewegte sich ein wenig. Irgendwo in der Ferne lachte ein Kind. Lena schloss kurz die Augen und ließ das Lachen hinter ihre Lider fallen, ließ es dort nachklingen, bis es sich mit etwas vermischte, das sie nicht benennen konnte – einer Frequenz, einer Farbe, einem Gefühl, das keine Sprache hatte und deshalb am ehrlichsten war.

„Ich habe damals nicht wirklich verstanden, warum ich dich so gehasst habe“, sagte sie schließlich.

„Ich dich auch nicht. Dich zu hassen.“

„Und jetzt?“

Er dachte nach. Paul dachte immer nach, bevor er antwortete, das hatte sie früher rasend gemacht – diese Pausen, dieses Abwägen, als ob jede Aussage eines Gutachtens bedürfte. Heute wusste sie, dass es das war, was seine Worte so schwer und so verlässlich machte. Er sagte nichts, dem er nicht glaubte. Nicht zu ihr.

„Ich glaube, wir haben uns gespürt“, sagte er. „Sehr früh schon. Und das war erschreckend. Also haben wir das Einzige getan, was man tut, wenn man erschrickt: Wir haben gekämpft.“

Lena öffnete die Augen und sah ihn an. Er stand im Licht des späten Nachmittags, das Haar weiß wie ihres, das Gesicht gezeichnet von allem, was sie gemeinsam durchlebt hatten – den Nächten nach Pauls Diagnose, als sie im Dunkeln neben ihm gelegen und auf seinen Atem gehört hatte wie auf ein kostbares, zerbrechliches Versprechen; den Streitigkeiten, die so tief gegangen waren, dass sie tagelang kaum gesprochen hatten; dem Tod seiner Mutter und dann ihrer, jene zwei Verluste, die sie auf eine Weise verwaist hatten, für die es kein Wort gibt, weil man dafür ja angeblich zu alt ist; den Momenten, in denen Jonas und Clara Kinder gewesen waren, und der Erschöpfung und dem Glück davon, so vermischt, dass man beides nie sauber trennen konnte.

Dieses Gesicht. Dieses ihr so vertraute, ihr so fremde Gesicht.

„Ich habe mir manchmal vorgestellt, wie mein Leben ohne dich ausgesehen hätte“, sagte sie.  
„Nicht mit böser Absicht. Nur so. Als Gedankenexperiment.“

„Und?“

„Es war immer flacher. Ruhiger, ja. Aber flacher.“ Sie machte eine kleine Pause. „Wie ein Buch, aus dem man die schwierigsten Seiten herausgerissen hat. Es liest sich leichter, aber man versteht die Geschichte nicht mehr.“

Paul streckte die Hand aus und nahm ihre, ohne Umschweife, ohne Ankündigung, so wie er es seit Jahren tat – als wäre ihre Hand ein Ort, an den seine gehörte, selbstverständlich wie ein Schlüssel in ein Schloss. Lena ließ es geschehen und spürte die Wärme seiner Finger, die Vertrautheit seiner Haut, die Geschichte, die in dieser Berührung steckte wie in keiner anderen.

Sie gingen langsam über die Wiese, ohne ein bestimmtes Ziel, einfach so, wie alte Menschen gehen, wenn sie wissen, dass das Gehen selbst der Zweck ist. Der Kirchturm warf einen langen Schatten über das Gras. Das Kind, das vorhin gelacht hatte, war jetzt still. Irgendwo bellte ein Hund einmal kurz und dann nicht mehr.

„Ich war oft ungerecht zu dir“, sagte Lena. Es war keine Frage und keine Bitte um Vergebung. Es war eine Feststellung, nüchtern und ohne Selbstmitleid, wie man eine Tatsache benennt, die man lange angeschaut hat und endlich in Worte fassen kann.

„Du warst manchmal ungerecht“, korrigierte Paul. „Ich auch. Das ist der Unterschied zwischen einer Ehe und einer Legende: In der Ehe waren wir beide manchmal ungerecht.“

„Das klingt, als wärst du stolz darauf.“

„Ich bin stolz darauf, dass wir trotzdem hier stehen.“ Er blieb stehen und sah sie an, direkt, so wie er sie immer ansah, wenn er etwas Wichtiges sagen wollte, ohne Ausweichen, ohne die kleinen Schutzgesten, die Menschen einsetzen, wenn sie verletzlich sind. „Ich bin stolz darauf, dass wir uns nicht aufgeben haben. Nicht als es leicht war, und nicht als es schwer war. Ich bin stolz auf uns, Lena.“

Sie blinzelte. Nicht weil sie weinte – noch nicht –, sondern weil das Licht auf eine bestimmte Weise auf das Gras fiel und für einen Augenblick alles zu hell war, zu klar, zu präzise, als könnte man das Jetzt nicht in seiner ganzen Schärfe ertragen, ohne die Augen kurz zu schließen.

„Ich habe diese Geschichte nicht gewollt“, sagte sie dann, leise. „Als Kind nicht. Als junges Mädchen nicht. Ich habe mir etwas Einfacheres gewünscht. Jemanden, mit dem es keine Kämpfe gibt, keine alten Verletzungen, keine Missverständnisse, die sich über Monate ziehen.“

„Ich weiß.“

„Aber jetzt, hier, auf dieser Wiese, wo es angefangen hat –“ Sie stockte. Suchte nach den Worten und fand sie langsam, eine nach der anderen, wie Steine aus einem Fluss gehoben. „Jetzt denke ich, dass diese Geschichte, unsere Geschichte, die schönste ist, die ich kenne. Nicht weil sie leicht war. Sondern weil sie wahr war. Weil jeder Teil davon wirklich passiert ist, mit uns, zwischen uns, und weil nichts davon ausgedacht ist oder beschönigt oder vereinfacht. Ich hätte mir keine bessere Geschichte ausdenken können. Ich wäre nicht auf die Idee gekommen.“

Paul schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Du hast mir mal, ich glaube, wir waren sechzehn, gesagt, ich sei der nervigste Mensch, dem du je begegnet bist.“

„Das stimmt immer noch.“

Er lachte. Dieses Lachen. „Und trotzdem.“

„Und trotzdem“, bestätigte sie.

Sie standen jetzt in der Mitte der Wiese, umgeben von Gras und dem leisen Geräusch des späten Nachmittags, und Lena ließ den Blick über den Ort wandern, der einmal der Mittelpunkt ihrer Kindheitswelt gewesen war und der jetzt fremd war und vertraut zugleich – wie ein Gesicht nach langen Jahren, das man wiedererkennt, aber nicht mehr vollständig lesen kann. Das Haus ihrer Eltern hatten sie vorhin vom Auto aus gesehen, ein kurzer Umweg, den Paul ohne Aufforderung gemacht hatte, weil er wusste, dass sie es sehen wollte, ohne es sagen zu können. Neue Fenster, andere Farbe, ein Kinderschaukel im Garten, wo früher Lenas Mutter ihre Tomaten gezogen hatte. Lena hatte nichts gesagt, und Paul hatte auch nichts gesagt, und das war das Richtige gewesen.

Manche Dinge überlebt man nicht, indem man darüber spricht. Man überlebt sie, indem man daneben steht, schweigt und die Hand des anderen hält.

„Glaubst du“, fragte Lena, „dass es einen bestimmten Moment gibt? Einen Moment, in dem man aufhört, Feinde zu sein, und anfängt, etwas anderes zu sein?“

Paul überlegte. „Nein“, sagte er schließlich. „Ich glaube, das ist kein Moment. Das ist ein langer, unordentlicher Prozess, und man merkt es erst hinterher. Man dreht sich irgendwann um und sieht, wie weit man gegangen ist, und dann versteht man es.“

Lena nickte langsam. Das stimmte. Es hatte keinen Moment gegeben, keine Szene, kein Gespräch, das man hätte einrahmen und an die Wand hängen können als den Punkt, an dem alles sich gewandelt hatte. Es war geglitten, langsam und unaufhaltsam, wie Kontinente sich verschieben – unmerklich, unerbittlich, bis eines Tages die Landkarte eine andere ist und man sich fragt, wann das passiert ist, und die Antwort lautet: die ganze Zeit.

Sie blieben noch eine Weile auf der Wiese stehen, bis das Licht sich veränderte und die Luft die erste Ahnung von Abend in sich trug. Lena lehnte den Kopf leicht an Pauls Schulter, nicht schwer, nur kurz, nur so, wie man sich anlehnt, wenn man weiß, dass da jemand ist. Er legte den Arm um sie, ohne Aufhebens, ohne Geste, einfach so.

Und Lena dachte: Hier. Hier hat es angefangen. Mit einer zerstörten Sandburg und einer kleinen Schaufel und zwei Kindern, die keine Ahnung hatten, dass sie sich gerade für das Leben erkannten. Dass dieser erste, wütende Kontakt der Anfang von etwas war, das größer werden würde als beide, das sie tragen und erschöpfen und retten würde, das die Form ihres Lebens bestimmen würde so verlässlich wie die Ufer die Form eines Flusses bestimmen.

Sie hätte sich das nicht ausdenken können. Sie wäre nicht auf die Idee gekommen, sich das zu wünschen. Und das, dachte sie, ist vielleicht das Schönste daran: dass das Leben ihr etwas geschenkt hatte, das größer war als ihre eigene Vorstellungskraft. Dass Paul – dieser nervige, aufmerksame, eigensinnige, unerschöpflich vertraute Mensch – ihr etwas gegeben hatte, das sie sich nicht hätte erbitten können, weil sie nicht gewusst hatte, wie man es benennt.

Man nennt es: ein Leben. Ein wirkliches, vollständiges, unverschöntes Leben.

Und es war genug. Es war mehr als genug. Es war alles.

# Leiser als erwartet

---

Das Thermometer lag auf dem Badezimmerbord, als hätte es dort immer hingehört, zwischen Pauls Rasierapparat und dem kleinen Fläschchen Aftershave, das er seit Jahrzehnten benutzte. Lena nahm es in die Hand, ohne nachzudenken, eine Bewegung so automatisch wie das Atmen. Sieben Uhr dreiundzwanzig. Die Zahl auf dem Display wollte sich nicht verändern, und sie starrte darauf, als könnte sie durch bloße Willenskraft eine andere herbeirufen. Achtunddreißig Komma neun. Seit vier Tagen dasselbe. Manchmal neun Komma zwei. Manchmal sogar höher, in den Abendstunden, wenn Paul in dem alten Lehnstuhl saß und so tat, als läse er, während seine Augen längst geschlossen waren.

Sie legte das Thermometer zurück. Genau dorthin, wo es gelegen hatte. Parallel zum Rasierapparat.

Der Arzt – ein junger Mann mit einem Nachnamen, den Lena beim ersten Hören vergessen hatte und beim zweiten Mal nicht zu fragen wagte – hatte von einer Infektion gesprochen. Viral, wahrscheinlich. Nichts Dramatisches, hatte er gesagt, und dabei das Wort „dramatisch“ mit einer Leichtigkeit benutzt, die Lena in der Brust brannte. Sie war selbst dreißig Jahre lang Ärztin gewesen. Sie kannte diese Leichtigkeit. Sie hatte sie selbst benutzt, um Angehörigen das Unerträgliche in Gramm aufzuteilen, die sie schlucken konnten. Nichts Dramatisches. Als ob das etwas bedeutete, wenn man achtzig war und die Niere nicht mehr ganz mitmachte und die Lunge bei kaltem Wetter immer dieses Geräusch machte, das Paul „das Quietschen“ nannte und über das er lachte, während Lena insgeheim zählte, wie viele Atemzüge er zwischen zwei dieser Laute nahm.

Paul saß beim Frühstück und trank seinen Tee. Keine Zeitung mehr, seit sein linkes Auge so schwach geworden war, dass die Buchstaben tanzten, aber die Tasse hielt er noch immer mit beiden Händen, eine Gewohnheit, die er hatte, solange Lena sich erinnern konnte. Er sah auf, als sie in die Küche kam, und in diesem Blick war etwas, das ihr den Atem verschlug – nicht Angst, nicht Schmerz, sondern eine Art ruhige Aufmerksamkeit, als würde er sie zum ersten Mal seit langer Zeit wirklich ansehen.

„Du hast das Thermometer wieder benutzt“, sagte er.

„Ich habe es nur in der Hand gehabt.“

„Lena.“

Sie setzte sich ihm gegenüber. Zwischen ihnen stand die Teekanne, ein altes Ding mit einem angesprungenen Deckel, den sie schon dreimal wegwerfen wollte und dreimal zurückgestellt hatte, weil Paul sagte, dass man Dinge, die noch funktionieren, nicht wegwirft. „Ich bin Ärztin“, sagte sie, obwohl das nicht stimmte, nicht mehr, nicht seit Jahren. Aber sie sagte es trotzdem.

„Warst“, sagte Paul, nicht grausam, sondern präzise. Dann trank er seinen Tee.

In den nächsten Wochen verschob sich etwas, so langsam und so unausweichlich wie das

Absinken einer Küste ins Meer. Paul schlief mehr. Er aß weniger, nicht aus Unlust, wie er betonte, sondern weil der Körper einfach weniger verlangte. „Er wird bescheidener“, sagte Paul dazu, und Lena verstand nicht, ob er das als Verlust meinte oder als Erleichterung. Manchmal, wenn sie ihn beim Schlafen beobachtete – seine Brust, die sich hob und senkte, das leise Quietschen, das nun auch in der Nacht auftauchte –, schaltete sie den Arzt in sich ein wie einen alten Motor, kalt und widerwillig. Sie analysierte seinen Atem, schätzte Frequenz und Tiefe, dachte an Sauerstoffsättigung und Flüssigkeitshaushalt, und für ein paar Minuten war sie wieder sicher hinter all dem Wissen, das ihr ein Leben lang als Schutzwall gedient hatte.

Dann wachte Paul auf und sah sie an, und der Motor erstarb.

Es war ihre Tochter Mia, die als Erste das Wort aussprach, das Lena nicht ausgesprochen hatte. Sie saß an Pauls Bett – sie hatten ihm ein Bett im Wohnzimmer aufgestellt, weil die Treppe zu beschwerlich geworden war – und hielt seine Hand, während er schlief, und als Lena hereinkam, sah Mia auf und sagte, leise, fast flüsternd: „Mama. Wir müssen über Palliativ sprechen.“ Lena blieb in der Tür stehen. Sie sagte nichts. Mia hatte Augen wie Paul, dieses Grau, das je nach Licht fast grün wirkte, und in diesem Moment sah Lena in ihnen etwas, das sie in Pauls Augen erst viel später finden würde: Frieden, gemischt mit Trauer, in einem Verhältnis, das man nicht berechnen konnte.

„Ich weiß“, sagte Lena schließlich.

Und damit war es gesagt.

Die Nächte wurden anders. Nicht schlimmer, nicht besser – anders, von einer Qualität, die Lena kein Wort fand. Paul schlief oft bis Mitternacht, dann lag er wach, und wenn sie nicht schlief, was immer seltener vorkam, setzte sie sich in den Stuhl neben seinem Bett, und sie sprachen. Manchmal über Dinge, die im Licht des Tages nie einen Platz gefunden hatten. Über das erste Jahr ihrer Ehe, das so schwer gewesen war, dass Lena in manchen Momenten daran gezweifelt hatte, ob sie die Richtige war, ob er die Richtige war, ob überhaupt irgendetwas an ihrer Geschichte richtig war. Paul hatte das gewusst. Er hatte es damals gewusst und nichts gesagt, weil er Angst hatte, dass das Aussprechen es wahr machen würde.

„Ich dachte, du gehst“, sagte er, eines Nachts, die Decke bis zur Brust gezogen, die Hände gefaltet wie jemand, der nicht betet, sondern nachdenkt. „Nach dem Streit wegen der Praxis. Als du das Angebot aus Freiburg hattest.“

„Ich weiß“, sagte Lena.

„Ich hätte dich nicht aufgehalten.“

Sie sah ihn an. „Lüg mich nicht an. Nicht jetzt.“

Er schwieg einen Moment. Dann, sehr leise: „Nein. Ich hätte dich aufgehalten. Ich weiß nur nicht wie.“

Lena streckte die Hand aus und legte sie auf seine gefalteten Hände. Seine Haut war dünn geworden, fast durchsichtig in manchen Lichtern, die Adern darunter wie blaue Flüsse auf einer verblassten Landkarte. „Ich bin nicht gegangen“, sagte sie.

„Nein.“

„Nicht wegen dir.“

Er lachte, kurz und trocken, das Lachen, das sie kannte. „Natürlich nicht.“

„Wegen mir“, sagte sie. „Ich wollte nicht gehen. Ich wollte nur, dass du darum kämpfst, dass ich bleibe.“

Lange Stille. Draußen rauschte ein Auto vorbei, das erste seit Stunden. Paul sah an die Decke, und Lena sah auf ihre Hand, die auf seinen lag.

„Das hätte ich früher lernen sollen“, sagte er.

„Was?“

„Zu kämpfen. Statt immer nur stur zu sein.“

Lena dachte daran, was Sturheit war und was Kämpfen war und ob es wirklich so einen Unterschied gab, wenn man am Ende dieselbe Person liebte. Sie dachte an den Sandkasten und an den Jungen mit den dreckigen Knien, der ihr die Schaufel weggenommen hatte, und an sich selbst, wie sie ihn angestarrt hatte mit diesem Zorn, der in Wahrheit vielleicht schon damals etwas anderes gewesen war. Etwas Unbenennbares, das Kinder nicht benennen können und das Erwachsene sich weigern zu benennen, bis die Zeit zu knapp wird für Verweigerungen.

„Du hast immer gekämpft“, sagte sie. „Nur nie so, wie ich es erwartet hatte.“

Er drehte die Hände um, sodass seine ihre hielten, statt umgekehrt. Ein kleiner Umschwung, eine kleine Geste, die Lena mehr traf als alles, was er je gesagt hatte.

Der Morgen danach brachte den Arzt wieder, und diesmal hatte Lena seinen Namen behalten: Dr. Reimer. Er war sachlich und freundlich und sprach von Komfort und Würde und Lebensqualität, Worte, die Lena aus dem eigenen Mund kannte und die nun aus einem fremden Mund kamen und eine andere Schwere hatten. Sie saß dabei und hörte zu und nickte, und die Medizinerin in ihr nickte mit, weil alles, was er sagte, medizinisch korrekt war. Aber unter der Medizinerin saß die Frau, und die Frau wollte aufstehen und sagen: Nein. Noch nicht. Er muss noch den Herbst sehen. Er hat mir versprochen, dass wir noch einmal nach Venedig fahren. Er hat mir letzten Dienstag gesagt, er wolle den Kürbiskuchen probieren, den Mia backen will. Es ist zu früh.

Sie sagte nichts davon. Sie nickte und unterzeichnete, was zu unterzeichnen war.

Später, als Dr. Reimer gegangen war, saß sie in der Küche und rührte in einem Kaffee, den sie nicht trank. Paul rief aus dem Wohnzimmer: „Lena.“ Nicht laut, eher wie eine Frage, ob sie da war. Sie stand auf und ging zu ihm, und er sah sie an und sagte: „Du hast geweint.“

„Nein.“

„Doch.“

Sie setzte sich auf die Bettkante. „Ich rette gern“, sagte sie schließlich. „Das weißt du. Das ist das Einzige, das ich wirklich gut kann.“

„Du kannst noch andere Dinge gut“, sagte Paul.

„Zum Beispiel?“

Er dachte nach, ernsthafter als nötig, und sie erkannte in dieser Pause den alten Paul, den Jungen, der immer eine Sekunde zu lang gewartet hatte, bevor er antwortete, als wollte er sicher sein, dass das, was er sagte, auch das war, was er meinte. „Du kannst sehr gut ausharren“, sagte er dann. „Das habe ich immer an dir bewundert. Du bleibst, auch wenn es schwer ist.“

Lena schluckte. „Das nennst du ein Talent.“

„Das nenne ich das Wichtigste, das ein Mensch haben kann.“

Die Pflegerin, die nun täglich kam – eine ruhige Frau Mitte fünfzig namens Brigitte, die mit einer Stille arbeitete, die Lena dankbar machte –, sagte einmal, als sie Lena beim Falten von Wäsche antraf und Paul schlief: „Sie müssen sich auch ausruhen.“ Lena sah sie an. Brigitte lächelte, ohne Mitleid, was Lena schätzte. „Nicht für ihn. Für sich.“

Lena dachte: Ich weiß nicht, wie das geht. Aber sie sagte es nicht, weil es ihr zu wahr klang.

In jener Nacht, einer Dienstagnacht im November, als der erste Frost die Fensterscheiben mit einem Hauch von Weiß bedeckte, lag Paul wach und Lena saß in ihrem Stuhl, und zwischen ihnen brannte die kleine Lampe auf dem Nachttisch, das einzige Licht. Paul sah nicht an die Decke, sondern zu ihr, und er sah sie so an, dass sie aufhörte, das Buch zu halten, das sie vorgab zu lesen.

„Erinnerst du dich an den Sommer, als wir vierzehn waren?“, fragte er.

Lena dachte nach. Vierzehn. Der Sommer, der nie enden wollte, das Freibad, die langen Abende. „Welcher Moment?“

„Das Gewitter. Am Teich. Du bist ins Wasser gesprungen, obwohl es geblitzt hat, und alle haben geschrien, du sollst rauskommen.“

Sie lächelte. „Ich erinnere mich.“

„Ich hab mitgeschrien.“

„Sehr laut.“

„Ich hatte Angst“, sagte Paul. „Nicht weil ich nett gewesen wäre. Ich hatte einfach Angst.“

Lena sah ihn an. „Das weiß ich.“

„Damals nicht. Damals dachtest du, ich wollte dir nur wieder etwas verbieten.“

„Ja“, gab sie zu. „Das dachte ich.“

Er nickte langsam, als würde er etwas ablegen. „Ich hatte immer Angst, wenn es um dich ging. Das war mein Problem. Ich wusste nicht, was ich damit machen sollte, also hab ich es in Ärger verwandelt. Oder in Schweigen.“

Lena stand auf, nicht weil sie irgendwohin musste, sondern weil sie nicht sitzen konnte bei dem, was er sagte. Sie trat ans Fenster und sah hinaus, auf die Straße, die leer und glänzend war unter dem schwachen Licht der Laterne. „Du warst nicht der Einzige“, sagte sie. „Ich hab es in Trotz verwandelt. Und in Ehrgeiz. Und in alles Mögliche, nur nicht in das, was es war.“

„Und was war es?“

Sie drehte sich um. Er sah sie an, die Augen ein bisschen müde, aber wach, vollkommen wach. „Liebe“, sagte sie. „Ich glaube, es war immer Liebe. Nur eine sehr unpraktische Sorte.“

Paul schwieg. Dann sagte er: „Die beste Sorte.“

Sie kam zurück und setzte sich, diesmal nicht in den Stuhl, sondern auf die Bettkante, nah genug, dass sie seine Wärme spürte. Er bewegte die Hand nicht, um sie zu nehmen. Er ließ sie einfach dort liegen, offen, und sie legte ihre hinein, und so blieben sie, bis seine Augen schwerer wurden und er einschlief, mitten in einem Satz, den er nicht mehr zu Ende führte, und Lena blieb sitzen und hörte auf sein Atmen und zählte nicht mehr die Atemzüge, weil es darauf nicht mehr ankam.

Es gab einen Abend, kurz vor Weihnachten, an dem Paul klar und aufgeräumt war, klarer als in Wochen, und Lena wusste aus ihrer Erfahrung als Ärztin, was das bedeuten konnte, und ließ dieses Wissen für einen Moment beiseite. Sie saßen zusammen, Mia war auch da, und sie redeten über nichts Besonderes – über einen Film, den Mia gesehen hatte, über ein Rezept für Zimtsterne, das Lena immer falsch hinbekam und auf das Paul jedes Jahr wartete. Paul lachte an dem Abend zweimal, richtig, aus dem Bauch, und beim zweiten Mal sah er Lena an, und in diesem Blick war etwas, das sie für den Rest ihres Lebens bewahren würde wie einen Stein in der Tasche: Dankbarkeit, und darunter, tiefer, etwas, das keine Sprache hatte und keine brauchte.

Später, als Mia gegangen war und das Haus still war, sagte Paul: „Ich möchte, dass du weißt, dass ich keine Angst habe.“

Lena hörte auf, die Tassen wegzuräumen. Sie stand mitten in der Küche.

„Ich meine das ernst“, sagte er, von seinem Bett aus, die Stimme ruhig. „Ich möchte, dass du das weißt. Nicht damit du dich besser fühlst. Nur damit du es weißt.“

Sie kam zu ihm. Sie setzte sich. Sie sah ihn an, diesen Mann, der mit acht Jahren die Schaufel genommen hatte und mit fünfzehn zu laut geschrien hatte und mit dreißig nicht gewusst hatte, wie er sie bitten sollte zu bleiben, und der nun da lag und ihr sagte, dass er keine Angst hatte, und ihr glaubte.

„Ich habe Angst“, sagte sie.

„Das weiß ich.“

„Ich weiß nicht, wie ich das mache. Ohne dich.“

Er sah sie lange an. „Du weißt es“, sagte er schließlich. „Du weißt es schon. Du hast nur noch nicht nachgesehen.“

Lena biss die Zähne zusammen. Sie wollte widersprechen, weil Widersprechen das war, was sie kannte, was zwischen ihnen immer funktioniert hatte, der vertraute Stoff ihrer Beziehung, rau und fest. Aber sie widersprach nicht. Sie legte sich neben ihn, auf das schmale Bett, das kaum Platz für zwei bot, und er machte ihr Platz, wie er es immer getan hatte, ohne großes Aufheben, als wäre es selbstverständlich.

Die kleine Lampe brannte noch. Irgendwo draußen begann es zu schneien, lautlos, wie alles in dieser Zeit – leiser als erwartet, sanfter als gefürchtet, und Lena lag an seiner Seite und hörte ihn atmen und dachte, dass es vielleicht das war, was ein langes Leben bedeutete: nicht die großen

Momente, nicht die Siege und die Versöhnungen, sondern genau das – dieses Atmen, dieses Nebeneinanderliegen, dieses Wissen, dass der andere da war, noch, jetzt, in diesem Augenblick, und dass dieser Augenblick genug war.

Mehr als genug.

## Bis zum letzten Atemzug

---

„Hörst du das?“, fragte Paul, und seine Stimme war kaum mehr als ein Hauch, der sich zwischen seinen ausgedünnten Lippen hindurchstahl wie Rauch durch einen Türspalt.

Lena hob den Kopf von seiner Schulter, langsam, denn ihre Gelenke protestierten selbst gegen die sanftesten Bewegungen, und lauschte. Zuerst hörte sie nichts außer dem vertrauten Summen des Sauerstoffgeräts, das neben dem Bett stand wie ein kleiner, treuer Wächter, und dem entfernten Ticken der Standuhr im Flur – dieselbe Uhr, die Pauls Mutter einst aus Breslau mitgebracht hatte, damals, als die Welt noch eine andere gewesen war. Dann, ganz allmählich, drang etwas anderes an ihr Ohr: eine Stille, die eine andere Qualität hatte als die gewöhnliche Stille. Eine Stille, die sich verdichtet hatte, als hätte die Welt draußen den Atem angehalten.

Sie wandte den Kopf zum Fenster. Die Scheibe war leicht beschlagen, und durch den milchigen Schleier sah sie es: weiße Punkte, die aus dem Dunkel fielen, langsam und bedächtig, als hätten sie alle Zeit der Welt. Schneeflocken. Die ersten des Winters. Sie tanzten nicht, sie schwebten nicht romantisch herab wie in einem dieser alten Filme, die Paul nie hatte ausstehen können – sie fielen einfach, mit einer ruhigen Entschlossenheit, die Lena an etwas erinnerte, das sie nicht sofort benennen konnte. Dann wusste sie es: Sie fielen so, wie man nach einem sehr langen Tag endlich die Augen schließt.

„Schnee“, sagte sie.

„Hab ich mir gedacht.“ Er hustete nicht, was sie überraschte. Seit Wochen hatte jedes Wort einen Husten nach sich gezogen, als müsste der Körper jede Silbe mit einem Preis bezahlen. Aber jetzt lag Paul da, die Bettdecke bis zur Brust gezogen, und sah sie an mit diesen Augen, die auch mit achtundsiebzig Jahren noch dieselbe störende Intensität hatten wie damals, als er zwölf gewesen war und ihr auf dem Schulhof ihren Bleistift weggenommen hatte, nur um zu sehen, wie sie reagieren würde. Sie hatte ihn angefaucht. Er hatte gelacht. Sie hatte ihn gehasst dafür, dieses Lachen, das so selbstsicher und so unerträglich ehrlich war.

„Du hast immer Schnee gemocht“, sagte Paul.

„Du hast immer gesagt, Schnee sei überbewertet.“

„Ich hab viele Dinge gesagt, die ich nicht so gemeint habe.“

Lena betrachtete sein Gesicht. Die tiefen Falten, die sich um seinen Mund gezogen hatten, die schütterten weißen Haare, die papierene Haut über seinen Schläfen, durch die man die feinen blauen Linien der Adern sehen konnte. Sie kannte dieses Gesicht besser als ihr eigenes. Sie hatte es belauert und ignoriert und insgeheim studiert und manchmal in der Nacht, wenn er schlief, einfach nur angesehen, weil sie nie ganz aufgehört hatte, es seltsam zu finden, dass dieses Gesicht das war, das sie sich ausgesucht hatte. Oder das sich sie ausgesucht hatte. Sie waren sich nie ganz einig geworden, wer wen zuerst gewählt hatte.

„Ich weiß“, sagte sie leise. Keine Anklage darin, kein alter Stachel. Nur die Wahrheit, die sie in all ihrer Schlichtheit gelten ließ.

Er hob die Hand, mühsam, und sie kam ihm entgegen, legte ihre Finger in seine. Ihre Hände passten inzwischen zusammen wie zwei Steine, die jahrelang im selben Flussbett gelegen hatten und deren Kanten sich aneinander abgeschliffen hatten, ohne dass man je den genauen Moment hätte bestimmen können, in dem aus zwei Steinen ein Paar geworden war. Pauls Hände waren kälter als sonst, und Lena, die ein Leben lang Ärztin gewesen war, registrierte das mit jenem kleinen, präzisen Teil ihres Verstandes, der sich auch jetzt noch nicht vollständig abschalten ließ. Aber der andere Teil – der Teil, der Frau war, die Lena, die einst ein zehnjähriges Mädchen mit Zöpfen gewesen war und diesem Jungen gegenübergestanden hatte, der ihr mit einem schiefen Grinsen mitgeteilt hatte, dass ihr Aufsatz über Schmetterlinge der langweiligste sei, den er je gelesen habe – der Teil schwieg einfach und hielt die Hand.

„Erinnerst du dich an den ersten Winter in der Meraner Straße?“, fragte Paul. Seine Stimme kam jetzt aus einer anderen Tiefe, als würde er aus einem Brunnen heraufsprechen.

Sie erinnerte sich. Natürlich erinnerte sie sich. Sie hatten gerade geheiratet – nicht aus Liebe, hätte sie damals geschworen, sondern aus einer Art erschöpfter Vernunft, aus der Erkenntnis, dass sie einander ohnehin nicht loswurden, und wenn man jemanden nicht loswird, kann man ihn genauso gut heiraten. Das hatte sie sich zumindest eingeredet. Die Wohnung in der Meraner Straße war klein und zugig gewesen, die Heizung hatte im ersten Winter drei Wochen lang ausgesetzt, und Paul hatte Decken von seiner Mutter geholt und sie beide darin eingewickelt wie zwei Pakete, die man nicht ganz fertig verschnürt hatte, und hatte dann so getan, als wäre er stolz auf diese Lösung. Sie hatte ihm gesagt, er sei ein Idiot. Er hatte gesagt, ja, aber ein warmer Idiot. Und dann hatte sie zum ersten Mal in seiner Gegenwart wirklich gelacht, nicht das knappe, kontrollierte Lachen, das sie sich für ihn aufgespart hatte, sondern das echte, das unkontrollierbare, und er hatte sie angesehen, als hätte er gerade etwas entdeckt, das er schon lange gesucht hatte.

„Die Decken“, sagte sie.

„Die Decken.“ Er drückte ihre Hand ein wenig fester. „Du hast gesagt, ich rieche nach altem Wollstoff.“

„Du hast nach altem Wollstoff gerochen.“

„Und du hast trotzdem nicht losgelassen.“

Das stimmte. Das hatte sie nicht getan. Obwohl sie es konnte – loslassen war nie ihr Problem gewesen, im Gegenteil, Lena Hofmann, geborene Seidel, hatte ein Leben lang damit zu kämpfen gehabt, dass Loslassen ihr zu leicht fiel, dass sie Dinge und Menschen und Situationen abschütteln konnte wie nasse Erde vom Stiefel, und dass diese Fähigkeit, die sie für Stärke gehalten hatte, manchmal auch kalt und manchmal auch falsch gewesen war. Aber in jener Nacht in der Meraner Straße hatte sie nicht losgelassen. Und in all den Nächten danach auch nicht, auch wenn es Nächte gegeben hatte, in denen sie sich gewünscht hätte, es zu tun.

Draußen fiel der Schnee dichter. Lena konnte es sehen, auch ohne den Kopf zu wenden, weil das Licht im Zimmer sich veränderte, weicher wurde, als würde die Welt draußen das Zimmer mit weißer

Watte auspolstern. Das Sauerstoffgerät summte. Die Uhr tickte. Pauls Atem war flach, aber gleichmäßig, und Lena maß ihn, ohne es zu wollen, zählte die Sekunden zwischen den Zügen, eine alte Gewohnheit, die sich nicht ablegen ließ.

„Lena“, sagte er.

„Ja.“

„Ich möchte etwas sagen.“

„Dann sag es.“ Sie hörte, wie ihre eigene Stimme brach, ganz minimal, an einer einzigen Stelle, wie eine Fensterscheibe, die einen haarfeinen Riss bekommt, der von außen nicht zu sehen ist, aber da ist.

„Ich glaube“, sagte Paul langsam, und sie konnte hören, wie er jedes Wort abwog, als wäre er sich nicht sicher, ob er noch genug Kraft hatte für die falschen, „ich glaube, ich war in dem Moment, als du mich auf dem Schulhof angefahren hast, zum ersten Mal nicht gelangweilt. Seit Jahren nicht mehr. Ich war zehn, und ich war so schrecklich gelangweilt von allem.“ Er machte eine Pause. „Du warst das erste Mal, dass etwas interessant war.“

Lena schluckte. „Das ist die seltsamste Liebeserklärung, die ich je gehört habe.“

„Ich hab sie die letzten sechzig Jahre geübt.“

Sie lachte, leise, und das Lachen war echt, dasselbe unkontrollierbare wie damals in der Meraner Straße, und Paul lächelte, dieses schiefe, selbstsichere Lächeln, das noch immer dasselbe war, das sie damals auf dem Schulhof so zur Weißglut getrieben hatte, und das sie irgendwann, ohne es zu merken, zu lieben begonnen hatte.

Sie dachte an all die Jahre dazwischen. An den Sommer, in dem sie sich nach dem Abitur aus den Augen verloren hatten, und an die drei Jahre, in denen sie geglaubt hatte, ihn vergessen zu haben, und an den Tag, an dem er wieder aufgetaucht war, in der Bibliothek der Universität, mit diesem Grinsen, als wäre keine Zeit vergangen, als hätte er gewusst, dass sie dort sein würde, obwohl er das unmöglich hatte wissen können. An die Streitereien, die so heftig gewesen waren, dass sie manchmal Teller in die Hand genommen hatte, ohne zu wissen, ob sie ihn damit bewerfen oder ihm einfach etwas zu essen hinstellen wollte. An die Nacht, in der ihre Tochter zur Welt gekommen war, und Paul so bleich gewesen war wie das Krankenhauslaken, und wie er ihre Hand gehalten hatte mit einem Druck, der schmerzhaft war, und wie sie trotzdem nicht gesagt hatte, dass er lockerlassen soll. An die Jahre, in denen die Arbeit sie beide gefressen hatte und sie manchmal eine Woche lang kaum ein persönliches Wort gewechselt hatten, und wie das trotzdem nicht bedeutet hatte, dass sie nicht da waren. An die Reise nach Portugal, wo sie sich so schwer gestritten hatten, dass sie zwei Tage lang kein Wort miteinander gesprochen hatten, und wie Paul am dritten Tag einfach ihre Hand genommen hatte, ohne Entschuldigung, ohne Erklärung, und wie das genug gewesen war. An das langsame Altwerden, das Lena zuerst an ihm gesehen hatte – die grauen Haare, das Langsamerwerden der Schritte, die Lesebrille, über die sie sich amüsiert hatte – und dann an sich selbst bemerkt hatte, und wie sie beide so getan hatten, als wäre das selbstverständlich, als wäre das der Plan gewesen, obwohl kein Mensch wirklich plant, alt zu werden, man wird es einfach, und wenn man Glück hat, hat man jemanden dabei.

Sie hatte Glück gehabt. Das wusste sie. Das hatte sie immer gewusst, auch in den schlechtesten Momenten, auch wenn sie es nie gesagt hatte, weil es sich nicht anfühlte wie etwas, das man sagt, sondern wie etwas, das man trägt, still und konstant, wie den eigenen Herzschlag.

„Paul“, sagte sie.

„Hmm.“

„Ich hab dich immer gemocht. Auch damals auf dem Schulhof. Auch wenn ich es dir nie gesagt hätte.“

Er schwieg einen Moment. Dann: „Ich weiß.“

„Du weißt es nicht.“

„Doch.“ Seine Finger bewegten sich in ihrer Hand, ein kleines Zucken, wie ein letztes Argument. „Du hast mir deinen Bleistift wiedergegeben. Hättest du mich nicht gemocht, hättest du ihn behalten.“

Lena blinzelte. Sie erinnerte sich nicht mehr an den Bleistift. Sie erinnerte sich an sein Lachen, an seine Stimme, an das Gefühl, das dieser Junge in ihr ausgelöst hatte – Wut, ja, aber auch etwas anderes, etwas, das sie damals nicht benennen konnte und das sie erst viel, viel später als Aufmerksamkeit erkannt hatte. Die Aufmerksamkeit, die man jemandem schenkt, dem man nicht gleichgültig ist. Den Bleistift hatte sie vergessen.

„Du hast dir siebzig Jahre gemerkt, dass ich dir den Bleistift zurückgegeben habe.“

„Es sind die kleinen Dinge“, sagte er, und seine Stimme war jetzt sehr leise, und Lena musste sich ein wenig vorbeugen, um ihn zu verstehen.

Das Zimmer war stiller geworden. Die Uhr tickte noch, aber das Summen des Geräts schien leiser, oder vielleicht war es Lenas Wahrnehmung, die sich verschob, die alles um sie herum in Watte packte, damit sie sich auf das konzentrieren konnte, was wichtig war. Sie spürte die Wärme seiner Hand, die Kälte darunter, und sie ließ beides gelten. Sie war Ärztin genug, um zu wissen, was das bedeutete. Sie war Frau genug, um nicht davon zu sprechen.

Draußen fiel der Schnee jetzt in dicken Flocken, und das schwache Licht der Straßenlaterne malte bewegliche Schatten auf die Zimmerdecke, ein leises, flackerndes Muster, das kein Muster war, nur Schnee und Licht und Zufall. Lena sah es, ohne es wirklich zu sehen. Sie sah Paul an.

Sein Atem hatte sich verändert. Nicht dramatisch, nicht so, wie man es in Filmen zeigt – kein letzter tiefer Zug, kein Aufbäumen. Es war eher wie das Nachlassen einer Spannung. Wie wenn man einen Faden loslässt, den man lange gehalten hat, und der Faden nicht fällt, sondern einfach leichter wird.

„Hey“, sagte Lena leise.

Er hörte sie. Sie wusste, dass er sie hörte, weil sein Mundwinkel sich hob, ganz leicht, das schiefe Lächeln, das letzte Exemplar davon, das sie je sehen würde, und sie brannte es sich in die Netzhaut, dieses Lächeln, das sie auf dem Schulhof gehasst und in der Meraner Straße geliebt und ein Leben lang geflucht und gebraucht hatte.

„Ich bin noch da“, sagte sie. „Ich halte dich.“

Er antwortete nicht mehr mit Worten. Aber seine Finger – diese alten, kalten, vertrauten Finger – drückten ihre Hand, einmal, fest, und Lena drückte zurück, und das war alles, was es zu sagen gab, alles, was je zu sagen gewesen war, zusammengefasst in dem einfachsten aller Sätze: Ich bin hier. Ich war immer hier.

Sie wusste nicht, wann genau es passierte. Das war das Merkwürdige daran – man denkt, man würde es wissen, man denkt, es würde einen Moment geben, klar und abgegrenzt wie eine Linie auf dem Boden, aber es gab ihn nicht. Es gab nur das Vorher und dann das Danach, und die Grenze dazwischen war so fein, dass sie hindurchging, ohne es zu spüren. Pauls Hand war noch in ihrer. Sie war noch warm, ein letztes bisschen, die Wärme eines Lebens, die langsam auswich.

Lena saß still. Sie weinte nicht, noch nicht, das würde kommen, das wusste sie, aber jetzt noch nicht. Jetzt saß sie einfach da, ihre Hand in seiner, und sah zum Fenster, wo der Schnee fiel, gleichmäßig und unaufhörlich, als hätte er damit begonnen, bevor sie geboren wurde, und als würde er nicht aufhören, weil sie aufhörten. Als wäre der Schnee das Einzige, das keine Anfänge und keine Enden kannte.

Sie dachte an das Mädchen mit den Zöpfen, das einst einem Jungen auf dem Schulhof gegenübergestanden hatte und nicht gewusst hatte, dass dieser Junge ihr Leben sein würde. Sie dachte an all die Wege, die sie hätte gehen können und nicht gegangen war, und an all die Wege, die sie gegangen war, ohne zu wissen, wohin sie führten. Sie dachte, dass man vielleicht nie weiß, wohin man geht, bis man ankommt, und dass Ankommen manchmal genauso aussieht wie das, was gerade passiert war: still, und weiß, und vollständig.

Irgendwann – sie wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, eine Stunde, zwei, oder nur Minuten, die sich gedehnt hatten – bemerkte sie, dass sie selbst schwerer atmete. Nicht schmerzhaft. Nicht mit Angst. Einfach schwerer, als wäre die Luft etwas dichter geworden, angenehm dichter, wie das Einatmen in einem Raum, in dem man lange gelebt hat und der nach allen Dingen riecht, die man liebt.

Sie legte sich neben ihn. Zog seine Hand näher an sich. Ihre Augen fanden das Fenster, die weißen Punkte, die aus dem Dunkel fielen, ruhig und entschlossen und ohne Eile. Und in dem Moment, als sie die Augen schloss, hatte sie das Gefühl – klar und unerschütterlich und seltsam heiter –, dass sie endlich angekommen war.

Nicht irgendwo. Nicht an einem Ort, den man auf einer Karte einzeichnen kann. Sondern bei sich selbst, bei ihm, bei dem langen, lauten, wunderbaren und furchtbaren und einzigen Leben, das sie geführt hatte, und bei dem Wissen, das keine Erklärung brauchte und keine Worte, das einfach da war wie zwei alte Hände ineinandergelegt auf einer weißen Bettdecke, während draußen der erste Schnee des Winters fiel und die Welt sich einmal still verhielt, nur für sie.